

Der Kriegsspion.

Eine Geschichte aus der Zeit der Eroberung Anklams von G. Steurich.

1. Eine schlimme Kunde.

Die Schenke in der Beenestraße in Anklam war noch nie so stark von Gästen besetzt gewesen, wie am 12. Juli des Jahres 1676. Allerlei beunruhigende Gerüchte schwirrten durch die Luft. Der Kurfürst von Brandenburg, welcher mit Schweden Krieg führte und eben erst das unweit gelegene Triebsees erobert hatte, sollte auch die Absicht haben, Anklam zu nehmen. Die einen sagten, es sei so; sie wollten es von diesem und jenem Vetter oder guten Freunde erfahren haben, der es wohl wissen konnte. Andere wieder bestritten es; der Kurfürst habe beschlossen, direkt auf Stettin zu marschieren, Anklam aber zu verschonen. Darüber konnten die Meinungen sich nicht einigen. Die guten Bürger liebten ihre Stadt, welche sich durch Betriebsamkeit auszeichnete. Sie liebten auch die Krone von Schweden, mit welcher sie schon fast seit einem halben Jahrhundert verbunden waren, und der sie die reiche Entwicklung

ihres Handels zu verdanken hatten. In besonderem Maße hatte sich ihr Seehandel gehoben, und sie fürchteten, daß derselbe unter Brandenburgs Kurhut verkümmern würde. Darum war es bei ihnen eine ausgemachte Sache, an der Krone von Schweden festzuhalten und einen etwaigen Angriff des Kurfürsten mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote stünden, abzuwehren.

„Soviel will ich nur sagen,“ rief der wohl-löbliche Ratsmann und Kämmerer der Stadt Peter Ciese aus, indem er mit seiner geballten Faust auf den Tisch schlug, daß die Krüge laut klirrten: „Den Kurfürsten von Brandenburg soll der Teufel holen! Mit der ganzen Welt fängt er Krieg an. Er hätte in seinem eigenen Lande genug zu tun, um da Ordnung zu schaffen. Aber statt dessen zieht er mit seinem Heere bald gegen die Polen, bald gegen die Franzosen, bald gegen uns Schweden und bald gegen Gott weiß wen zu Felde und stört den Bürger in seinem friedlichen Gewerbe.“

„Ja,“ stimmte Albert Elkow, ein anderer Ratsmann, bei, „der Kurfürst ist ein unruhiger Mann. Unser Sandel ist durch ihn schon jetzt gewaltig gestört. Meine Fabrik wirft nur noch die Hälfte ab von dem, was sie früher einbrachte.“

„Wir brauchen noch nicht zu verzagen, Freunde,“ rief ein Dritter, „wir haben damals die Kaiserlichen zurückgeschlagen, wir werden auch jetzt mit den Brandenburgern fertig werden. Damals waren wir auf uns ganz allein angewiesen, jetzt dagegen haben wir die Schweden zur Hilfe und einen so tapferen und klugen Kommandanten, als wir nur wünschen können!“

„Ja, da habt Ihr Recht! Der General von Sanitz ist ein tapferer und kluger Mann,“ sprach Elkow, „das muß ihm selbst der Feind lassen. Aber die Besatzung ist nur schwach, und die Wälle und Mauern sind gerade auch nicht stark. Indessen halten wir nur fest zu Schweden, so werden wir den Sieg davontragen.“

In diesem Augenblick kamen mehrere Reiter durch das Pönetor die Straße heraufgesprengt. Den Pferden flog der Schaum von den Mähren, und die Flanken schlugen heftig, so eilig jagten sie dahin. Der Mann, der an der Spitze ritt, trug schwedische Offiziersuniform. Sein Gesicht hatte einen finsternen Ausdruck, und dieser wurde noch dadurch vermehrt, daß er nur ein Auge hatte. Kaum hatten die Gäste der Schenke ihn bemerkt, als sie sich halblaut zuriefen: „Der Mausmarten! Der Mausmarten! Der bringt gewiß eine wichtige Nachricht!“

Der Genannte beachtete die Gäste gar nicht. Dazu ließ ihm schon die Eile, in welcher er mit seinen Begleitern, gemeinen Soldaten, dahinjagte, keine Zeit. Ohne sich aufzuhalten, oder auch nur die Grüße zu erwidern, die ihm einige darbrachten, setzte er seinen Weg mit derselben Eile fort, mit der er gekommen war.

„Er reitet zum General,“ rief Elkow seinen Freunden zu. „Kommt, wir wollen ihm folgen, daß wir hören, was er bringt. Etwas Gutes ist es gewiß nicht.“

Hastig stand er von seinem Tische auf, bezahlte seine Beche und ging dann so schnell er konnte hinter den Reitern her.

Ciese hatte sich an Elkow angeschlossen und fragte ihn unterwegs: „Wer ist denn eigentlich der Mausmarten? Es gehen so sonderbare Gerüchte über ihn, daß ich nicht recht weiß, was ich davon halten soll.“

„Er soll aus Schlesien stammen und eigentlich Martin Ciese oder Droving heißen; genau weiß man das nicht,“ antwortete Elkow.

„Aber warum heißt er denn Mausmarten? Und warum hat er gerade schwedische Dienste genommen?“ fragte Ciese weiter.

„Das will ich Euch sagen,“ antwortete Elkow. „Er stand früher in brandenburgischen Diensten, konnte aber leider nicht reine Hand halten, sondern mußte, wo und was er nur konnte. Darum hat ihn der Kurfürst mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt. Seitdem hat er einen wütenden Haß gegen die Brandenburger und besonders gegen den Kurfürsten. Und weil wir Schweden mit diesem im Krieg leben, ist er bei uns in das Heer eingetreten. Aber seine böse Vergangenheit ist auch bei uns bekannt geworden, und darum heißt er Mausmarten.“

„O pfui, das ist ja schrecklich!“ rief Ciese aus. „Ein Offizier und stehlen! Das bringt ihm keine Ehre. Da müßte man ihn ja eigentlich hängen.“

„Freilich müßte man das eigentlich,“ erwiderte Elkow, „und ich kann es auch nicht recht verstehen, daß er bei unserem General in so hohem Ansehen steht. Aber er ist ein kluger und piffiger Mann, und im Kriege, wißt Ihr, nimmt man jede Hilfe an, die sich darbietet. Er kann uns bei seiner Kenntnis der brandenburgischen Verhältnisse große Dienste leisten.“

Unter solchem Gespräch waren sie auf den Marktplatz gekommen, wo der Kommandant der Stadt, General von Sanitz, in einem einfachen Bürgerhause wohnte. Die Reiter waren schon von ihren Pferden gestiegen und führten dieselben langsam hin und her, damit sie sich beruhigten, bevor sie in den Stall gebracht wurden. Der aber, den die Bürger Mausmarten genannt hatten, war nicht mehr unter ihnen. Er hatte sein Pferd einem der Soldaten anvertraut und war schnell zur Wohnung des Generals hinaufgegangen.

Dieser saß an einem großen eichenen Tische, auf welchem die Karten vom Kriegsschauplatz und von Anklam und seiner Umgebung ausgebreitet lagen. Sorgenvoll stützte er den Kopf in seine Hand. Als Mausmarten bei ihm eintrat, sprang er hastig von seinem Stuhle auf und ging ihm entgegen.

„Nun, was bringt Ihr?“ so fragte er. „Doch ich brauche Euch nicht erst zu fragen. Eure Mienen verkünden mir nichts Gutes.“

„Nein, ich bringe nichts Gutes,“ erwiderte der Angeredete, der sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Der Kurfürst setzt sich mit seinem Heere auf Anklam zu in Bewegung. Ihr wißt, daß ich

vor acht Tagen Ankam verließ, um Erkundigungen einzuziehen. Als ich das Dorf Ziethen erreicht hatte, verkleidete ich mich in einen Marktender, ließ mir von dem Dorfwirt, der gut schwedisch ist, Pferd und Wagen, belud diesen mit Lebensmitteln und fuhr direkt auf das kurfürstliche Lager bei Grimmen. Es fiel mir nicht schwer, Eingang zu finden, denn Soldaten sind immer hungrig und durstig. Man stellte wohl ein Verhör mit mir an, wo ich her wäre usw., ließ mich aber doch schließlich ungehindert in das Lager. Ja, da man keinen Verdacht gegen mich hegte, wurde ich sogar aufgefordert, noch einmal neue Vorräte heranzuschaffen. Natürlich kam ich dieser Aufforderung nach, so daß ich reichlich Gelegenheit hatte, die Feinde auszuhorchen. Auf diese Art erfuhr ich denn, daß der Kurfürst selber hierher kommen und die Belagerung leiten wird. Es sind reichlich zehntausend Mann, und dazu kommen noch ungefähr dreitausend kaiserliche Hilfstruppen unter dem Befehl des Grafen Skoob.“

„Sm, hm,“ machte der General. „Dieser großen Zahl können wir kaum den zehnten Teil entgegenstellen. Das wird harte Arbeit für uns geben.“

„Vergesst nicht, daß wir von außen her Hilfe erwarten können. Graf Königsmark, der in Greißwald steht, wird uns nicht im Stich lassen.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte der General, „allein in der General klagt in seinem letzten Briefe an mich, daß auf seine Soldaten, besonders auf die deutschen Truppen kein rechter Verlaß sei. Viele von ihnen sind schon desertiert, obwohl es ihnen an nichts fehlte. Ich fürchte, daß wir hier ähnliche Erfahrungen machen werden. Nun, jedenfalls werde ich bis zum letzten Atemzuge auf dem Posten ausharren, der mir von meinem Könige anvertraut ist. Der Kurfürst von Brandenburg soll es inne werden, daß der schwedische Löwe nicht schläft, sondern sich gegen den Jäger, der ihm nachstellt, zu verteidigen weiß. Doch gehet jetzt und ruhet Euch aus. Ihr werdet dessen bedürfen. Ich will aber die ersprießlichen Dienste, die Ihr uns geleistet habt, nicht vergessen, sondern höheren Orts davon Meldung tun und bei meiner Regierung beantragen, daß Euch eine Beförderung zu teil werde.“

Damit winkte er wohlwollend Mausmarten zu, welcher sich mit einer tiefen Verneigung empfahl. Der General ließ aber sogleich den Bürgermeister Götisch zu sich bitten und hatte mit ihm eine lange Unterredung. Sie besprachen sich über die Maßregeln, welche sie zur Verteidigung der Stadt zu

ergreifen hätten. Das endliche Ergebnis war ein Aufruf an die Bürger, in welchem sie von der bevorstehenden Belagerung benachrichtigt und aufgefordert wurden, tren zu Schweden zu halten und dafür Sorge zu tragen, daß die Stadt mit reichem Proviant versehen würde, da die Belagerung möglicherweise sehr lange dauern könne. Dieser Aufruf wurde durch mehrere Ausrufer in den Straßen der Stadt bekannt gemacht und brachte unter den Bürgern eine große Bewegung hervor. Wer nur irgend Fuhrwerk aufstreifen konnte, nahm solches an und begab sich damit in die umliegenden Dörfer, um Lebensmittel einzukaufen. Wagen um Wagen fuhr so aus den Stadttoren heraus und kehrte dann nach einiger Zeit vollbeladen wieder heim. Die Bewohner der Vorstädte aber verließen ihre Häuser und suchten im Innern der Stadt eine Unterkunft. Keiner dachte an Flucht. Die leer stehenden Häuser aber wurden zum größten Teil niedergebrannt, damit nicht etwa der Feind an ihnen eine Deckung fände und aus ihrem sicherern Versteck heraus die Stadt angriffe. Nach drei Tagen kam auch vom Grafen von Königsmark mit der Nachricht der bevorstehenden Belagerung ein größerer Transport von Munition und Lebensmitteln, welcher die Besatzung auf mehrere Wochen versorgte. General von Sanitz aber ließ in unsichtiger Weise die Wälle und Mauern, wo sie schadhaft geworden waren, wieder ausbessern und bildete aus den Bürgern der Stadt eine freiwillige Feuerwehr, welche die Aufgabe hatte, die Brände, welche durch die Beschießung entstünden, sogleich zu löschen. So war in jeder Weise vorgesorgt, und alles blickte wohl mit Spannung, aber auch getrosteten Mutes in die Zukunft hinein.

2. Der Kampf am Mühltentor.

Inzwischen hatte auch der große Kurfürst seine Vorbereitungen für die Belagerung Ankams getroffen. Schon am 17. Juli näherte er sich der Stadt und lagerte zunächst bei dem Dorfe Ziethen, welches etwa drei Kilometer nördlich gelegen ist. Noch am Abend desselben Tages machte er einen Umritt durch das Gelände, um zu erkunden, von welcher Seite der Angriff gegen die Stadt gerichtet werden mußte. Ankam liegt in einer sumpfigen Niederung unmittelbar an dem ziemlich breiten Peenefluß und war damals nur durch eine Brücke, die Peenebrücke, an welche sich der steinerne Peenedamm anschloß, mit dem anderen Ufer verbunden. Hier ließ sich also kaum etwas unternehmen. Dazu setzte man sich auch der Gefahr aus, im

Rücken angegriffen zu werden. Denn noch standen in Greifswald und Stralsund schwedische Truppen, von denen zu erwarten war, daß sie alles tun würden, um die Stadt zu entsetzen, eine Erwartung, die später durch die Ereignisse bestätigt wurde. Der Kurfürst beschloß daher, die Stadt von der anderen Seite anzugreifen. Diese Seite war auch insofern günstiger, als hier das Geschütz, die Munition, der Proviant und die Hilfstruppen, welche aus Brandenburg herbeigezogen wurden, zuerst eintreffen mußten. Deshalb entschied sich der Kurfürst dafür, sein Lager auf die andere Seite der Peene zu verlegen. Eine geeignete Uebergangsstelle wurde eine halbe Meile vor Anklam oberhalb des Peeneflusses, nördlich von dem Dorfe Görke gefunden. Hier ließ der Kurfürst in aller Eile einen Knüppeldamm durch die sumpfigen Wiesen legen und eine Brücke über den Fluß schlagen. In wenigen Tagen war die Arbeit vollendet, und der Kurfürst führte jetzt sein Heer über die Peene und schlug sein Lager zwischen den Dörfern Görke und Bukow auf einer kleinen Bodenerhebung auf. Jedoch ließ er bei Zietzen eine Abteilung, welche aus Brandenburgern und Kaiserlichen zusammengesetzt war, stehen, so daß die Stadt auf allen Seiten eingeschlossen war. Allein so gutwillig ließen das die Schweden nicht zu. Als der Kurfürst eine Schanze aufwerfen wollte, machten jene einen Ausfall und nötigten die Brandenburger zum Rückzuge. Indessen wurde die Arbeit in der Nacht wieder begonnen und auch vollendet. Jetzt hatte der Kurfürst festen Boden gewonnen. Er verteilte seine Truppen rings um die Stadt und ließ auch unterhalb des Flusses nach der Mündung der Peene zu eine Stromsperre anbringen, damit die Schweden, welche die auf einer kleinen, an der Mündung der Peene gelegene Fährschanze besetzt hielten, nicht von hier aus seine Unternehmungen stören möchten. So waren die Einschließungsarbeiten vollendet, und die Beschießung der Stadt konnte ihren Anfang nehmen.

Während dessen blieben aber auch die Schweden nicht müßig, um dem Angriff kräftig entgegen zu treten. General Sanitz befand sich mit dem Stadtmajor Enoch Stiefel und mehreren anderen Offizieren, unter denen auch Mausmarten war, oben auf dem Turm der Marienkirche, von welchem aus man einen vortrefflichen Rundblick über das weite Gelände hatte. Aufmerksam betrachtete er die Werke, welche die Belagerer ausgeführt hatten, und die zum Teil schon vollendet waren. Sie umgaben die Stadt von allen Seiten, so daß diese von jeder Zufuhr vollständig abgeschnitten war.

„Es sieht böse genug aus,“ fing der General das Gespräch an und schob das Fernrohr, dessen er sich bedient hatte, langsam zusammen. „Ich habe keine Hoffnung, daß wir dem Angriff der Brandenburger widerstehen können. Die Uebermacht ist zu groß. Ihr sehet, daß wir auf allen Seiten eingeschlossen sind. Auf welcher werden wir nun nach Eurer Meinung den Hauptangriff zu erwarten haben?“

„Sicherlich am Stadttor,“ antwortete einer der Offiziere. „Die Brandenburger werden versuchen, den Mühlenberg in Besitz zu nehmen, da er der Stadt näher liegt als die anderen Berge, so daß sie uns von hier aus am wirksamsten beschießen können.“

„Eure Meinung hat viel für sich,“ antwortete der General, „und doch kann ich sie nicht teilen. Ich glaube vielmehr, daß der Kurfürst seinen Hauptangriff auf das Stolper Thor richten wird, und habe dafür folgende Gründe. Zunächst ist die brandenburgische Artillerie so vorzüglich, daß sie auch von einem entfernteren Standpunkt aus noch eine große Wirkung ausüben kann. Sodann sehe ich auch in dem Lager, das der Feind vor dem Stolper Thor bei Görke und Bukow aufgeschlagen hat, die Standarte des Kurfürsten über einem Zelte wehen. Er ist also selbst dort anwesend. Es ist aber nicht die Art dieses Fürsten, die Hauptarbeit anderen zu überlassen und für sich selbst eine leichtere zu wählen. Wir werden also alle Angriffe, die von anderer Seite erfolgen, immer nur für Scheinangriffe halten und unsere größte Aufmerksamkeit darauf richten müssen, daß wir die Befestigung am Stolper Thor halten und noch immer mehr verstärken.“

„Ich erkenne an, daß Eure Ansicht die richtigere ist,“ rief der Stadtmajor, „und werde daher den Stolper Thor und den davor liegenden Hornwerken meine Aufmerksamkeit hauptsächlich zuwenden.“

„Ja, tut das,“ sprach der Kommandant. „Ich befehle Euch das ausdrücklich. Außer der Verteidigung der Stadt wird unsere Aufgabe aber auch darin bestehen müssen, den Feind möglichst zu beunruhigen. Wir müssen versuchen, ihm seine Zufuhr, sei es an Munition, sei es an Lebensmitteln, abzuschneiden, ihn in seinem Lager zu überfallen und dergleichen. Denn auf Entsatz von außen her werden wir wenig rechnen dürfen.“

„So bitte ich Euch, daß Ihr mir diese Aufgabe zuerteilt,“ rief Mausmarten. „Ich habe die Gegend auf früheren Streifzügen weit und breit kennen gelernt und Kämpfe auch am liebsten, wenn ich nicht von engen Mauern eingeschlossen bin.“

„Gut,“ erwiderte der Kommandant. „Euer Wunsch soll Euch gewährt werden. Ihr, Stadtmajor, werdet für diesen Zweck hundert Mann, theils Reiter, theils Fußsoldaten zur Verfügung stellen. Solltet Ihr damit nicht ausreichen,“ so wandte er sich wieder an Mausermarten, „so müßt Ihr sehen, daß Ihr Euch aus der Bürgerschaft verstärkt. Wir selbst können mehr Soldaten nicht entbehren. Und nun noch eins, meine Herren Offiziere,“ setzte er ernst hinzu: „haben wir auch wenig oder gar keine Aussicht auf Sieg, so kämpfen wir doch für die Ehre und den Ruhm unseres Vaterlandes. Lasset uns das nicht vergessen. Ein Soldat muß auch zu sterben wissen. Reichet mir Eure tapfere Hand. Vielleicht ist es das letztemal, daß wir uns sehen.“

In diesem Augenblick hörte man ein Trompetensignal aus dem Lager der Brandenburger, das vor dem Steintor war. Der Kommandant setzte das Fernrohr wieder an das Auge und rief, nachdem er eine kleine Weile hindurchgeschaut hatte: „Es gibt Arbeit für uns, die Brandenburger beabsichtigen einen Angriff auf das Steintor.“

Hastig setzte er das Glas wieder ab und eilte dann mit den Offizieren die hohe Turmtreppe hinunter. Nur einer von ihnen blieb oben, um auffällige Bewegungen der Brandenburger sofort dem General zu melden.

In der That war es in dem Lager, das die Brandenburger jenseits des Mühlenberges aufgeschlagen hatten, lebendig geworden. Die Truppen wurden zu Kolonnen formiert, und die Kanonen und Mörser fingen an, ihre unheimliche Musik zu machen. Die Schweden hatten auf dem genannten Berge, auf welchem sich zwei Mühlen befanden, die ihm den Namen gaben, einige Befestigungen errichtet. Gegen diese richtete sich der Angriff der Brandenburger. Sie suchten die Mühlen in Brand zu schießen. Allein die Schweden paßten auf. Sie löschten das Feuer immer gleich im Entstehen, so daß die Mühlen erhalten blieben. Außerdem erwiderten sie den Kanonendonner der Brandenburger auf das lebhafteste und brachten diesen nicht unbeträchtlichen Schaden bei. Da setzten sich die Sturmkolonnen der Feinde in Bewegung und rückten auf den Berg vor. Es entwickelte sich jetzt ein erbitterter Kampf um die befestigten Stellungen. Mit Todesverachtung drangen die Brandenburger vor und kletterten den Berg hinan. Auf der Höhe desselben wurden sie jedoch von den Flintenschüssen der Schweden empfangen. An der Spitze dieser Letzteren kämpfte mit der größten Tapferkeit Mausermarten, der von der Marienkirche sofort

nach der gefährdeten Stelle hingeeilt war. Er schien mit seinem Auge mehr zu sehen als andere mit zwei Augen. Denn er war überall da, wo der Kampf am heftigsten tobte.

Allein die Uebermacht der Brandenburger war zu groß. Immer neue Scharen derselben drangen den Berg hinauf und griffen in das Gefecht mit ein, so daß die Schweden jetzt genötigt waren, das Feld zu räumen. Aber langsam und in geordnetem Zuge wichen sie zurück, wobei sie nicht unterließen ihren siegreichen Gegnern zuzurufen: „Wir sehen uns wieder!“ Erst als sie das Steintor erreicht und hinter demselben sicheren Schutz gefunden hatten, brachen die Brandenburger den Kampf ab. Der Mühlenberg blieb aber in ihrem Besitz.

Die Schweden kehrten, erschöpft und entmutigt von der Schlappe, die sie erlitten hatten, in die Stadt wieder zurück und begaben sich in ihre Quartiere, um sich von den Strapazen des Gefechtes zu erholen, während die Verwundeten in das Spital gebracht wurden, wo die Aerzte sich ihrer annahmen. Der General aber hielt eine lange Beratung mit seinen Offizieren ab.

„Den Mühlenberg müssen wir durchaus wieder haben,“ so eröffnete er dieselbe. „Er dient nicht bloß zum Schutz für das Steintor und gibt uns die Möglichkeit, von ihm aus Vorstöße gegen den Feind zu machen, sondern es muß auch von großem, unschätzbarem Einfluß auf den Mut unserer Soldaten sein, wenn wir die erlittene Schlappe wieder gut machen.“

Die Offiziere stimmten der Meinung ihres Vorgesetzten zu. Da rief Mausermarten lebhaft: „Herr General, gebt mir die versprochenen hundert Mann. Ich will versuchen, auch noch aus der Bürgerschaft Unterstützung zu gewinnen und mich mit meinen Leuten hinter das Lager der Brandenburger schleichen. Wenn Ihr dann von der Stadt aus den Angriff beginnt, so will ich dem Feind in den Rücken fallen. Auf diese Art muß es uns gelingen, die verlorene Stellung wieder zu erobern. Doch muß dies noch heute geschehen, ehe die Feinde Zeit haben, auf dem Mühlenberge neue Befestigungen anzulegen.“

„Ihr habt recht,“ gab der General zur Antwort. „Je eher wir den Ausfall machen, um so mehr Aussicht haben wir auf Erfolg. Die Brandenburger werden kaum erwarten, daß wir gleich heute etwas gegen sie unternehmen werden. Ich gebe Euch daher unumschränkte Vollmacht, zu handeln, wie Ihr es nach den Umständen für nötig haltet. Wir haben, da der Mond nicht am Himmel steht,

eine dunkle Nacht zu erwarten. Es wird Euch daher leicht sein, Euch ungeesehen aus der Stadt zu schleichen und auf Umwegen hinter das Lager der Feinde zu gelangen. Wenn Ihr dann Kanonendonner aus der Stadt hört, so wird es für Euch Zeit sein, Euern Angriff auszuführen.“

Mausemartens eilte sofort an die Ausführung seines Planes. Hundert Mann der schwedischen Soldaten wurden ihm überwiesen und versammelten sich am Steintor, wo sie auf seine Ankunft warteten. Ihm selbst aber gelang es mit Hilfe des Bürgermeisters, noch weitere hundert Mann aus der Bürgerschaft zu bekommen, die auch vor Begier brannten, ihren Feinden einen Schaden zuzufügen. Aus den Waffenvorräten der Schweden wurden sie versehen, und als dann die Mitternachtsstunde von den Türnen schlug, wurde das Steintor leise geöffnet, die Brücke, die über den breiten Graben führte, vorsichtig heruntergelassen, und die mutige Schar schlich ins Freie hinaus. Sie umging den Mühlenberg auf seiner nördlichen Seite, wandte sich dem Peenestrome zu und gelangte endlich, gedeckt von der Dunkelheit, hinter das Lager der Brandenburger, die keine Ahnung von der gefährlichen Nähe des Feindes hatten. Hier verhielten sich die Schweden zunächst ganz still. Mausemartens teilte seine Schar in verschiedene Abteilungen, die unter den Befehl mehrerer ihm mitgegebener Offiziere gestellt wurden, und wies jedem einzelnen von ihnen seinen Platz an. Deutlich konnten sie die Lagerfeuer und in ihrem Schein die Zelte der Brandenburger sehen.

Inzwischen hatten diese auf Befehl des Kurfürsten eine heftige Beschießung der Stadt begonnen. Säusend und zischend fuhren die Geschosse durch die Luft. Manche glühend gemachte Kugel zog mit einem glänzenden Schweif hinter sich her in Bogenlinie wie eine Sternschnuppe am Himmel dahin, bis sie in der Stadt niederfiel. Mausemartens Schar hörte deutlich, wie die Kugeln einschlugen. An mehreren Stellen in der Stadt entstand Feuer. Jedoch waren die Bürger aufmerksam und löschten das Feuer immer wieder aus, so daß größerer Schaden verhütet wurde. Die Schweden in der Stadt selbst verhielten sich noch immer ruhig. General Sanitz wollte Mausemartens Zeit lassen, seine Aufstellung zu vollenden. Endlich fingen aber auch ihre Geschütze an zu spielen und zu der Melodie der Brandenburger den Grundbaß zu fingen. Es hörte sich schauerlich genug an. Die Schweden schossen nicht weniger sicher als die Brandenburger, und diese hatten genug zu tun, sich vor den Kugeln zu schützen oder

ein Feuer zu löschen, das leicht ihrem ganzen Lager verderblich werden konnte. Jetzt vernahm Mausemartens vom Stadttor her lebhaftes Musketenfeuer. Der Ausfall auf den Mühlenberg mußte also begonnen haben. Im Lager der Brandenburger wurde es unruhig. Trompetensignale und Trommelwirbel ließen sich hören. Mausemartens kannte sie genau noch von der Zeit her, als er selber bei den Brandenburgern diente. Er wußte also, was sie zu bedeuten hatten. Laute Kommandorufe erschollen im Lager, und bald sah man einzelne Abteilungen nach dem Mühlenberge eilen, um denselben gegen die anstürmenden Schweden zu verteidigen. Das war der geeignete Augenblick für Mausemartens Schar. Das Kommando zum Angriff wurde gegeben, und jetzt ging es mit lautem Geschrei in das Lager der Brandenburger hinein.

„Der Mausemartens ist da!“ rief dieser wild aus, und seine Leute wiederholten jubelnd seinen Ruf.

„Der Mausemartens ist da! Der Mausemartens ist da!“ So stürmten sie von allen Seiten in das Lager hinein, töteten die Wachen, die da aufgestellt waren, und warfen alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. An die Zelte und Munitionswagen legten sie Feuer und richteten so im Lager eine grenzenlose Verwirrung an, die durch die Explosion einzelner Pulverwagen noch vermehrt wurde. Aber Mausemartens hielt sich dabei nicht auf, er stürmte mit den Seinen weiter auf den Mühlenberg zu und den Abhang desselben in fliegender Eile hinauf, fortwährend ein lautes Geschrei ausstoßend, so daß es schien, als wäre seine Schar wenigstens zehnmal so groß.

Die Brandenburger waren vollständig überrascht. Von vorn und von hinten angegriffen, wußten sie nicht noch welcher Seite sie sich wenden sollten. Mausemartens ließ ihnen auch nicht Zeit, sich zu sammeln. Wo er einen größeren Trupp seiner Feinde gewahrte, stürzte er mit seinen Leuten auf ihn los und jagte ihn auseinander. Da die Brandenburger sich völlig im Unklaren befanden, wie stark der Gegner wäre, der sie von hinten angriff, so gaben sie bald jeden Widerstand auf und stürzten in regelloser Flucht nach allen Seiten auseinander. Die Schweden hatten das Feld gewonnen. Jubelnd begrüßten sich die, die aus der Stadt gekommen waren, mit Mausemartens Schar. Ihr Jubel war um so begründeter, als sie nur wenig Tote und Verwundete zu beklagen hatten, während die Verluste ihrer Gegner nicht gering waren. Nachdem auf dem wieder eroberten

Berge eine hinreichende Besatzung gelassen war, kehrte Mausfarmarten mit den Seinen in die Stadt zurück. Die Morgendämmerung machte sich eben am Himmel bemerkbar, als sie das Tor erreichten. Hier wurden sie mit lauten Freudenrufen begrüßt. Der Kommandant, welcher den Ausfall persönlich geleitet hatte, schüttelte Mausfarmarten die Hand und sprach: „Ihr habt die Lorbeeren der heutigen Nacht geerntet. Ihr habt den Hauptanteil daran, daß uns unser Anschlag so glücklich gelungen ist.“

Mausfarmarten stand grimmig da. Sein Auge sah noch finsterner aus als sonst, als er erwiderte: „Ich habe eine alte Rechnung mit den Brandenburgern zu begleichen. Die heutige Nacht war nur erst der Anfang dazu.“

Der Mühlenberg blieb während der ganzen Belagerung im Besitz der Schweden, nachdem er von diesen noch bedeutend verstärkt worden war.

3. Die vernagelten Kanonen.

Unter den Gefangenen, welche die Schweden eingebracht hatten, deren es allerdings nicht viele waren, befand sich auch einer, der merkwürdige Ähnlichkeit mit Mausfarmarten hatte. Sie fiel allen, die ihn sahen, sofort auf. Der ganze Wuchs und die Haltung des Brandenburgers, die Farbe seines Bartes und seiner Haare, der Ton seiner Stimme, der finstere Ausdruck in seinem Gesicht, das alles erinnerte so genau an den Helden unserer Erzählung, daß man leicht einen für den andern halten konnte. Der Brandenburger unterschied sich von Mausfarmarten nur dadurch, daß er noch seine beiden Augen hatte. Als ihm aber das eine verbunden wurde, wie Mausfarmarten in der Regel über seinem fehlenden Auge eine Binde trug, und dieser sich neben ihn stellte, trat die Ähnlichkeit zwischen beiden so auffallend hervor, daß der General, welcher gerade zugegen war, sich nicht enthalten konnte, seiner Verwunderung darüber Ausdruck zu geben.

„Das ist, fürwahr ein merkwürdiges Spiel der Natur,“ sagte er zu Mausfarmarten. „Man könnte Euch beide für Brüder halten. Wie heißt Du denn?“ fragte er den Gefangenen.

„Hans Heimbach,“ erwiderte dieser.

„Von welchem Regiment?“

„Regiment Gözen, zweite Kompagnie.“

Der General stellte noch ein weiteres Verhör mit dem Gefangenen an, um sich über die Stärke seiner Feinde genauer zu unterrichten, und ließ ihn dann mit den anderen abführen. Im Keller, der sich unter dem Rathause befand, wurden sie vorläufig eingeschlossen. Als sie fort waren, hatte

Mausfarmarten noch eine lange Unterredung mit dem General.

„Mir ist beim Anblick des Brandenburgers ein Gedanke gekommen, den ich Euch, Herr General, gern mitteilen möchte,“ so redete er den Kommandanten an. „Die Ähnlichkeit zwischen mir und dem Brandenburger ist so groß, daß ich diesen Umstand benützen möchte, mich in das Lager der Feinde zu begeben. Vielleicht kann ich da irgend etwas auskundschaften, was dazu dienen kann, dem Feinde einen Schaden zuzufügen.“

„Aber Ihr würdet Euch einer großen Gefahr aussetzen,“ antwortete der General. „Die äußere Ähnlichkeit allein wird Euch noch nicht genügend Schutz verleihen. Da müßte doch auch eine genaue Kenntnis einzelner Personen, ihres Namens, ihrer Gewohnheiten usw. hinzukommen. So würde es doch den Brandenburgern auffallen, wenn Ihr zum Beispiel keinen Kameraden aus der Kompagnie des Gefangenen kennt.“

„O, dafür laßt mich sorgen,“ rief Mausfarmarten aus. „Ich werde mir schon zu helfen wissen.“

„Euer Plan ist sehr kühn,“ nahm der General wieder das Wort, „und es ist meine Pflicht, Euch von bloßen Waghalsigkeiten abzuhalten. Und doch, je mehr ich über ihn nachdenke, um so mehr gefällt er mir. Ja, tut, was Ihr Euch vorgenommen habt,“ fügte er nach einigem Besinnen hinzu. „Es kann mir ja nur sehr erwünscht sein, wenn ich über unsere Feinde recht viel Genaueres erfahre, um dann danach meine Maßregeln zu treffen. Ich werde Befehl geben, daß man Euch bei Nennung Eures Namens ungehindert passieren lasse.“

Mausfarmarten ging nun zu den Gefangenen und befohl Hans Heimbach, ihm seine Kleidung zu geben, wofür er andere empfing. Mausfarmarten zog dann in seiner Wohnung die Kleider des Brandenburgers an und begab sich zum Steintor. Hier wollte man ihn zuerst nicht passieren lassen, da man ihn für einen wirklichen Brandenburger hielt. Inzwischen traf jedoch der Befehl des Generals ein, welcher die Wache am Tore aufklärte und Mausfarmarten freien Durchgang verschaffte. Begleitet von einem Offizier, der von dem General damit beauftragt worden war, ging er dann zum Mühlenberge, stellte sich dem Kommandanten desselben vor und besprach sich mit ihm über seinen Plan und über die Art, wie die Schweden ihn unterstützen sollten.

„Pfeffert nun jetzt tüchtig hinter mir her und laßt auch etliche von Euren Soldaten mich verfolgen, damit die Brandenburger in dem Glauben

bestärkt werden, daß ich einer der ihrigen sei, der aus der Gefangenschaft entwischt.“

Mausemartens lief jetzt eilig den Berg hinunter und, so schnell ihn die Füße tragen konnten, auf das Lager der Brandenburger zu, verfolgt von Mustetenschüssen und dem Geschrei der Schweden, von denen eine große Anzahl auch noch unter lautem Schelten und Flüchen hinter ihm her stürmte. Dadurch wurde man im Lager der Brandenburger aufmerksam. Sie sahen den Mann, der so eilig dahergelaufen kam, sie erkannten die Uniform, die er trug, sie bemerkten den Eifer, mit welchem die Schweden ihn verfolgten, und konnten natürlich nicht anders denken, als daß einer der ihrigen, der gefangen genommen war, den Feinden zu entrinnen suche. Daher zögerten sie denn auch nicht, dem vermeintlichen Flüchtling zu Hilfe zu kommen. Das ganze Lager kam in Aufruhr. Die Wut über die in der Nacht erlittene Schlappe trug das ihrige dazu bei. Genug, eine große Schar der Belagerer stürmte den Schweden entgegen, um den Flüchtling vor ihnen zu retten. Es war eine wilde Szene, die sich da abspielte. Die Schweden konnten sich des Gelächters nicht enthalten, als sie wahrnahmen, mit welchem Eifer die Brandenburger Mausemartens zu Hilfe kamen, und die Brandenburger wieder hielten dies für herausfordernden Spott. Sie schossen auf die Schweden, ohne jedoch Schaden anzurichten, denn diese hielten sich in solcher Entfernung, daß sie von den Kugeln nicht erreicht wurden. Inzwischen lief Mausemartens, auf den sich die Aufmerksamkeit aller Beteiligten gelenkt hatte, unverrückt seinem Ziele entgegen, sprang hier über einen Graben, watete da durch einen anderen, bis er endlich in Schweiß gebadet und über und über mit Schmutz und Staub bedeckt, keuchend bei den Brandenburgern anlangte, die ihn mit lautem Jubel begrüßten.

„Donnerwetter, das ist ja der Heimbach von meiner Kompagnie!“ rief einer von ihnen aus.

„Ja, wahrhaftig, er ist es!“ riefen andere. „Aber Mensch, wie siehst Du aus? Wo kommst Du her? Bist Du den Schweden entwischt? Erzähle, wie Du das angefangen hast.“ So sprachen und fragten sie durcheinander. Aber der angebliche Heimbach schüttelte nur mit dem Kopf und deutete auf seine nach Luft ringende Brust.

„Jetzt nicht,“ so kam es stoßweise aus ihm heraus. „Ich muß mich erst ein wenig verpusten. Die verdammten Schweden!“

Ein Offizier nahm sich denn auch seiner an und verbot den anderen, ihn weiter auszufragen. So brachte man ihn in das Lager, wo man schon

nugierig auf ihn wartete. Auch der General v. Göben hatte von seiner Flucht gehört und ließ ihn sogleich vor sich führen.

„Erzähle mir, mein Junge, wie Du den Feinden entwischt bist!“ so redete er ihn an.

Mausemartens fühlte sich jetzt schon ganz sicher, da er sah, daß er nicht erkannt worden war. Darum log er kühn darauf los.

„O, Euer Gnaden, das ist eine einfache Geschichte. Man hatte uns Gefangene — wir waren, glaube ich, fünfzig an Zahl — während der Nacht in die beiden Mühlen eingesperrt, die Ihr dort auf dem Berge seht. Es ist nur gut, daß Ihr nicht auf die Mühlen geschossen habt, sonst wären wir wohl samt und sonders ums Leben gekommen. Nachdem aber Euer Angriff abgeschlagen war, arbeiteten die Schweden eifrig an der Wiederherstellung ihrer Befestigungen, welche arg zerschossen waren. Sie fürchteten wohl, daß Ihr den Angriff erneuern würdet. Während der ganzen Zeit hatte sich kein Mensch um uns gekümmert. Vor etwa einer Stunde aber wurden wir aus unserem Gefängnis wieder herausgelassen. Ich merkte, daß man uns in die Stadt bringen wollte. Da dachte ich mir: Jetzt oder nie mußt du fliehen, sonst hast du keine Aussicht auf Rettung. Ich benutzte daher einen günstigen Augenblick, in welchem man auf uns weniger acht hatte, sprang eilig aus dem Haufen meiner gefangenen Kameraden heraus, kletterte über die Wälle und Schanzen hinweg und lief, so eilig ich konnte, den Berg hinunter. Die Schweden waren aber schnell hinter mich her, wie die Hunde hinter dem Hasen. Kriegten sie mich wieder, so war mir der Tod gewiß. Darum strengte ich alle meine Kräfte an, so erschöpft ich auch war. Die Kugeln der Schweden flogen wie Hagel um mich her, aber es traf mich keine. Endlich wurdet Ihr hier auf meine Flucht aufmerksam. Meine Kameraden kamen mir zu Hilfe. Da wagten denn die Schweden nicht, mich weiter zu verfolgen. Und so bin ich ihnen entwischt.“

„Das hast Du brav gemacht, mein Sohn,“ rief der General. „Eine solche wackere Tat soll nicht unbelohnt bleiben. Ich ernenne Dich hiermit zum Korporal. Fahre nur fort, Deinem Kurfürsten weiter so zu dienen.“

Ein eigenes Lächeln glitt über die Züge Mausemartens, als er seine Beförderung hörte. Er, der ehemalige brandenburgische und jetzige schwedische Offizier war zum Korporal „avanciert“. Wenn der General gemußt hätte, wer er war!

„Wie stark schätzt Du denn die Schweden?“ fragte ihn Göben weiter.

„Darüber kann ich Euch keine genügende Auskunft geben, mein General,“ antwortete Mausmartens. „War ich doch nur kurze Zeit bei den Schweden und dabei fast immer eingesperrt. Doch habe ich soviel wahrgenommen, daß die Besatzung auf dem Berge wohl an tausend Mann betragen mag.“

„Das stimmt ungefähr mit meiner Rechnung,“ sprach der General. „Sind denn die Befestigungen stark und mit Geschützen ausreichend armiert?“

„Die Wälle sind hoch und stark,“ antwortete Mausmartens. „An Geschützen habe ich zehn Kanonen und vier Mörser gezählt.“

„Und glaubst Du, daß wir den Berg beim nächsten Anlauf wieder nehmen werden?“

„Nein, Euer Gnaden, das glaube ich nicht,“ erwiderte Mausmartens. „Ich hörte zufällig von einem schwedischen Offizier, daß sie gerade auf den Besitz dieses Berges großen Wert legen und ihn deshalb noch weiter befestigen und mit Mannschaften besetzen wollen.“

„Da haben sie auch recht,“ sprach der General. „Haben wir erst den Berg, so haben wir auch die Stadt. Doch es ist jetzt genug. Gehe nun und erhole Dich von dem Schrecken und der Angst, die Du ausgestanden haben wirst.“

Dabei schenkte er ihm ein blankes Goldstück. Mausmartens entfernte sich und kehrte zu den anderen Soldaten zurück, die ihn sogleich von allen Seiten umringten.

„Du, was hat denn der Alte von Dir gewollt?“ fragte ihn einer.

„Was soll er von mir gewollt haben?“ fragte Mausmartens dagegen. „Jedenfalls dasselbe, was ihr von mir wollt.“

„Na, na, Hans,“ rief ein anderer. „Wir wollen jetzt, daß Du Deine glückliche Flucht, die Du doch auch uns zu danken hast, etwas begiebest, wie sichs gehört. Das wird der Alte kaum von Dir gewollt haben.“

„Nun gut,“ sagte Mausmartens. „Mich selbst verlangt auch nach einem guten Schluck. Habe genug Pulverdampf und Staub schlucken müssen in den letzten vierundzwanzig Stunden und dazu Angst ausgestanden, daß ichs hinunter spülen möchte.“

Unter solchen Gesprächen hatten sie den Karren des Marketenders erreicht. Andere Soldaten schlossen sich ihnen an, und der Marketender hatte genug zu tun, um die durstigen Seelen und Kehlen zu befriedigen. Aber nicht lange durften sie sich den Freuden eines Gelages hingeben. Da sie in ihrer Lustigkeit großen Lärm machten, so erschien

bald ein Offizier und verbot ihnen das weitere Trinken. Er wies ihnen Arbeit an, deren es genug gab, um die Schäden wieder auszubessern, welche die Schweden bei ihrem nächtlichen Ueberfall angerichtet hatten. Sie war nur durch die Flucht Mausmartens unterbrochen worden. Hier mußten neue Zelte und Baracken statt der abgebrannten für die Soldaten errichtet, da Lücken in den Wällen ausgefüllt, da neue Munition für die Geschütze herbeigeschafft werden usw. Genug, es gab alle Hände voll zu tun, und Mausmartens als frisch gebadener Korporal wurde mit der Beaufsichtigung eines Theiles dieser Arbeiten beauftragt. Er benutzte sein Amt fleißig, um sich über alle Verhältnisse im Lager zu unterrichten, soweit dies den Schweden vorteilhaft werden konnte. Aber er erkannte bald, daß das Lager so stark war, daß die Schweden mit ihren geringen Mitteln den Brandenburgern keinen großen Schaden antun konnten. Außerdem stand diesen das ganze Land mit seinen großen Hilfsmitteln zur Verfügung, während die eingeschlossenen Schweden auf keine Verstärkung von außen her hoffen konnten. Je deutlicher Mausmartens dies aber erkannte, um so mehr steigerte sich bei ihm der Wunsch, den Brandenburgern doch irgendwelchen Schaden zuzufügen. Lange sann er darüber nach, wie er dies anzufangen hätte, ohne zu einem bestimmten Entschluß zu kommen. Endlich aber schien er einen solchen gefaßt zu haben, denn ein boshafter Zug glitt über sein Gesicht, und er sprach für sich hin: „Arbeitet nur immerhin an der Befestigung Eures Lagers! Ich, der Mausmartens, will euch dennoch einen Streich spielen, daß ihr lange an mich denken sollt.“

Er kam ruhig den ihm aufgetragenen Pflichten nach, ohne sich etwas merken zu lassen, ermahnte hier einen Soldaten zu größerer Eile, gab da Rat wie man eine schwere Arbeit argzufassen hätte, und war so vollauf im Interesse und im Dienste seiner Feinde beschäftigt. Endlich nahte der Abend, und die Arbeiten mußten wegen der Dunkelheit abgebrochen werden. Die Wachen wurden für die Nacht verteilt, die anderen Soldaten aber, welche augenblicklich keinen Wachdienst hatten, kehrten in ihre Zelte zurück, um sich ihr Abendbrot zu bereiten und darauf der Nachtruhe hinzugeben. Jetzt erhandelte Mausmartens von dem Marketender ein Fäßchen mit Brauntwein und brachte es in sein Zelt, in welchem er mit anderen Soldaten schlafen sollte. Der gefüllte Becher ging von einem zum andern, und bald herrschte unter ihnen eine große Lustigkeit, die nur durch die Rücksicht auf die

Offiziere etwas gedämpft wurde, damit sie nicht abermals wie am Tage darin gestört würden. Nicht weit von ihrem Zelt befand sich eine Batterie, welche mit sechs Geschützen besetzt war. Mausfarmarten aber hatte den Auftrag, dafür zu sorgen, daß der Posten, der bei ihr Wache stand, regelmäßig abgelöst würde. Da die Beschießung der Stadt in dieser Nacht ruhte, so hatte der Posten nichts weiter zu tun, als mit gezogenem Säbel bei den Kanonen zu stehen und darauf zu achten, daß kein Unberufener sich ihnen nahte. Darauf hatte Mausfarmarten seinen Plan gebaut. „Trinkt, Kinder, trinkt,“ so ermunterte er die Soldaten, die in seinem Zelt saßen. „Das Faß muß leer werden. Des Kamerad draußen bei der Batterie soll aber auch etwas abhaben.“

„Kinder, trinkt nicht zu viel,“ ermahnte ein Soldat. „Wir sind jetzt schon die Glieder ganz schwer vom vielen Saufen! Was soll daraus werden, wenn wir auf Wache ziehen müssen?“

„Laß Dichs nicht kümmern, Kamerad,“ beschwichtigte ihn Mausfarmarten. „Ich will für euch alle wachen, wenn es darauf ankommt.“

In diesem Augenblick trat der wachthabende Offizier in ihr Zelt, um zu sehen, was es gäbe. Er war zuerst sehr unzufrieden, als er das Treiben der Soldaten wahrnahm, und wollte Mausfarmarten deswegen tadeln. Dieser aber bat: „Galtet zu Gnaden, Herr. Wir sind nur so fröhlich, weil ich den Feinden entsprungen bin. Ich stehe Euch dafür, daß der Dienst nicht vernachlässigt wird.“

Der Offizier gab sich damit zufrieden und entfernte sich wieder. Als er fort war, ließ Mausfarmarten auch dem Posten in der Batterie eine große Flasche mit Schnaps bringen. Dieser nahm die Gabe dankbar an: hatte er doch schon mit Neid seiner Kameraden im Zelt gedacht, die sich so gütlich tun durften, während er selber nicht daran teilnehmen konnte.

Der starke Trank tat mit der Zeit seine Wirkung. Einer nach dem anderen von den Soldaten sank in einen tiefen Schlaf. Nur Mausfarmarten, der fast garnicht getrunken hatte, blieb nüchtern und wachsam. Zu der Zeit, als der Posten abgelöst werden mußte, ging er zu demselben hinaus. Dieser stand auch nur noch sehr unsicher auf seinen Füßen und war daher froh, daß er seinen langweiligen Dienst verlassen durfte. Wohl hatte er noch so viel Besinnung, daß er fragen konnte: „Wo ist denn die Ablösung?“

Aber Mausfarmarten beruhigte ihn: „Ich selbst werde Dich ablösen. Die anderen schlafen alle.“

„Mir auch recht,“ erwiderte jener und entfernte sich schwerfällig, um sich zur Ruhe zu begeben.

Darauf hatte Mausfarmarten nur gewartet. Er verhielt sich zuerst ganz still und schritt bloß in der Batterie auf und ab, wie es ein richtiger Posten tun soll. Als er aber sah, daß um ihn her alles ruhig war, nahm er aus seiner Tasche Hammer und Nägel, die er sich vorher zu verschaffen gewußt hatte, schlug in das Bündloch der ersten Kanone mit festem Schläge einen Nagel hinein und versuhr mit den anderen Geschützen ebenso. Sie waren dadurch für den ferneren Gebrauch völlig untauglich geworden.

„So,“ sagte er spöttisch, nachdem er seine Arbeit beendet hatte, „ihr sollt uns ferner keinen Schaden mehr zufügen“.

Darauf ging er in das Zelt wieder zurück, rüttelte einen der Schläfer, die da lagen, und rief ihm zu: „Steh auf, Du mußt den Posten ablösen.“

Gähnend und sich dehrend erwachte der Soldat. „Was gibt es? Was ist los?“ rief er unwillig. „Du mußt auf Posten ziehen!“ wiederholte Mausfarmarten.

„Ei, zum Henker! Was geht mich der Posten an!“ erwiderte der Soldat.

Dennoch stand er auf, um dem Befehl nachzukommen. Mausfarmarten aber schrie bei dem spärlich glimmenden Schein, den das verlöschende Wachsfeuer verbreitete, etwas auf ein Stück Papier, ging dann dem andern Soldaten nach, gab ihm den Zettel und sprach: „Gib das doch dem Offizier bei Deiner Rückkehr, und laß Dir inzwischen die Zeit nicht lang werden. Ich will mich jetzt auch zur Ruhe begeben.“

„Geh nur, geh,“ brummte der Soldat und steckte den Zettel zu sich.

Mausfarmarten tat so, als wende er sich wieder zum Zelt zurück, ging aber nicht hinein, sondern schlich heimlich um dasselbe herum und dann zum Lager hinaus. Es gelang ihm auch, unbemerkt zu entkommen und die Stadt zu erreichen, wo er dem Kommandanten seine Erlebnisse und Beobachtungen mitteilte.

Im Lager der Brandenburger war aber am andern Morgen die Aufregung nicht gering, als man das Entweichen des angeblichen Heimhach bemerkte. Man wußte erst gar nicht, wie man sich erklären sollte, bis der Posten bei der Batterie den ihm von Mausfarmarten übergebenen Zettel seinem Offizier einhändigte. Als dieser ihn öffnete, fand er folgende Worte darauf geschrieben:

„Ich, der Mausfarmarten, danke euch Brandenburgern, besonders dem General von Götzen, aber

auch allen anderen, Offizieren und Gemeinen, für die gastliche Aufnahme, die ihr mir bereitet habt und für die freundliche Beförderung zum Korporal. Den Sold, den ich zu fordern habe, werde ich mir nächstens holen. Vorläufig habe ich als Pfand dafür einige Kanonen vernagelt.

Mausemarten.“

Die Gesichter, welche die Brandenburger machten, als sie diese Worte lasen, sollen etwas lang gewesen sein. Der General von Göben stellte eine strenge Untersuchung mit allen beteiligten Personen an, erreichte aber weiter nichts damit, als das beschämende Gefühl, daß er sich selber hatte täuschen lassen und damit dem Mausemarten zur Durchführung seines kühnen Streiches behilflich gewesen war. Wohl gab es jetzt diesen und jenen, der allerlei Verdächtiges an dem angeblichen Heimbach bemerkt haben wollte. Aber das kam jetzt zu spät und konnte den Spott nicht aus der Welt schaffen, den die unfreiwilligen Helfershelfer Mausemartens von dem Tage an reichlich ernteten.

„Mausemarten?“ rief der General bei der Untersuchung, „Mausemarten? ist das nicht derselbe Name, den die Schweden ausriefen, als sie unser Lager überfielen?“

„Ja, freilich,“ antwortete ein Offizier. „Ich selbst habe diesen Namen vorgestern Nacht deutlich gehört und auch den Mann gesehen, der ihn rief.“

„Na, Gott gnade ihm, wenn er wieder in unsere Hände fällt!“ rief der General. „Er soll seinen Lohn am höchsten Baum erhalten, der hier in der Nähe gewachsen ist!“

4. Der geraubte Transport.

Durch diese und ähnliche kühne Streiche, welche die Belagerten den Brandenburgern spielten, und in denen sich besonders Mausemarten auszeichnete, so daß er sich einen Namen erwarb, der in Anklam bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig vergessen ist, erzielten die Schweden weiter nichts, als daß sie die Eroberung der Stadt etwas hinausshoben. Inzwischen machte sich unter ihnen aber ein drückender Mangel sowohl an Munition als auch an Lebensmitteln geltend. Auch die Bürger fingen an zu leiden. Die ärmeren unter ihnen zogen täglich von Haus zu Haus, um sich etwas zu erbetteln. Den Soldaten mußten die Rationen auch verkürzt werden. Deshalb hatte der Kommandant eine lange und ernste Unterredung mit Mausemarten. Das Ergebnis derselben war, daß Mausemarten sich bereit erklärte, für die Abstellung des Mangels zu sorgen.

Eines Abends verließ er, als Handwerksbursche verkleidet, das Peeneter, bestieg einen Nachen, der auf der Peene lag, und ließ sich stromabwärts treiben, bis er die Stelle erreichte, an welcher die Brandenburger die Sperre errichtet hatten. Hier verbarg er das Boot in dem Rohr, das reichlich am Ufer wuchs, und wandte sich dem Dorfe Kelzow zu, welches nördlich von Anklam unweit des Lagers der kaiserlichen Hilfstruppen lag. Die Nachtfeuer, welche die Feinde in ihrem Lager unterhielten, dienten ihm dabei als Richtschnur. Nachdem er sich über die Richtung, die er verfolgen mußte, vergewissert hatte, schlug er den Weg nach Bietzen ein. Aber er kam nur langsam vorwärts. Denn es war kumpfiger Biesengrund, über den ihn sein Weg führte. So wurde es denn Morgen, ehe er das Dorf erreichte. Die Bewohner desselben waren schon lange auf und gingen ihrer alltäglichen Beschäftigung nach. Um von ihnen nicht gesehen zu werden, umging Mausemarten das Dorf und schlich heimlich vom Felde aus auf das Grundstück des Gastwirtes, den er schon von früher her kannte. Es war derselbe, der ihm bei seiner Verkleidung und Ausrüstung als Marketender behilflich gewesen war. Der Mann geriet in nicht geringen Schrecken, als Mausemarten in seine niedrige Gaststube eintrat und ihn begrüßte.

„Hier seid Ihr keine Stunde sicher!“ rief er ihm zu. „Jeden Augenblick kann einer aus dem feindlichen Lager kommen. Ihr bringt nicht bloß Euch sondern auch mich in große Gefahr.“

„Seid ohne Sorgen,“ erwiderte Mausemarten. „Meine Verkleidung ist so gut, daß mich niemand erkennen wird.“

„Dennoch rate ich Euch, das Weite zu suchen,“ sprach der besorgte Wirt. „Ihr seid im ganzen Lager bekannt. Noch gestern hörte ich die Soldaten von Euren verwegenen Taten erzählen und schwören, daß sie Euch hängen wollten, wenn sie Euch kriegten. Auch trägt Ihr in Eurer Einäugigkeit ein Zeichen mit Euch herum, daß Euch trotz aller Verkleidung verrät.“

„Nun, zum Hängen wird es ja noch nicht gleich kommen,“ sprach Mausemarten gelassen. „Doch ist es nicht meine Absicht, lange bei Euch zu verweilen, ihr könnt uns aber einen großen Dienst erweisen. Uns sind nämlich Munition und Lebensmittel knapp geworden. Kömt Ihr uns nicht mit letzterem aushelfen?“

„Ach, ich armer Mann!“ rief der Wirt. „Ich bin nicht imstande, einem anderen auch nur mit dem Geringsten zu helfen. Mein ganzer Reichtum

besteht nur noch aus einer Kuh. Alles andere Vieh haben mir die Feinde weggenommen.

Und ebenso steht es auch bei meinen Nachbarn. Hier im ganzen Dorf ist nicht ein Brot und nicht eine Wurst übrig."

In diesem Augenblick wurde es draußen laut und kaum hatte sich Mausmarten versteckt, rissen mehrere kaiserliche Soldaten die Thür zur Gaststube auf und traten ein. „Herr Wirt, schnell etwas zu essen und zu trinken!“ riefen sie. „Wir sind hungrig und durstig.“

„Viel kann ich euch nicht geben,“ sprach der Wirt. „Denn mir werden die Lebensmittel auch schon knapp. Mehlsuppe und dazu Brot und Speck ist das Ganze, was ich euch bieten kann.“

„Nur her damit,“ sprach ein anderer Soldat. „Ist immer noch besser als garnichts. Hoffentlich werden wir bald selbst wieder Proviant bekommen; jetzt ist es damit bei uns auch schlecht bestellt.“

Der Wirt brachte in kurzer Zeit Brot und Speck und nach einem Weilschen auch eine große Schüssel mit dampfender Mehlsuppe. Während sich die Soldaten nun gütlich taten, suchte jener sie weiter zuzuhorchen.

„Also ihr erwartet auch wieder Proviant?“ fragte er.

„Ja,“ erhielt er zur Antwort. „Benigstens ist es uns in Aussicht gestellt worden.“

„Von wo wird denn diesmal der Proviant kommen?“ fragte der Wirt weiter.

„Ueber Koppelow oder wie das Nest heißt.“

„Ei, also über Koppelow?“ rief der Wirt und tat höchst verwundert. „Sieh da, in Koppelow bin ich wohl bekannt. Ein Bruder von mir hat sich da verheiratet, und ich habe ihn schon öfter besucht. Da habt Ihr nun wohl schon Ausguck gehalten, ob der Proviant noch nicht kommt?“

„Allerdings,“ antwortete ein Soldat. „Hauptsächlich war es unsere Aufgabe, das Feld, welches zwischen unserm und den beiden benachbarten Lagern liegt, abzustreifen, ob nicht etwa die Schweden einen Ueberfall auf die Kolonne versuchten.“

Die Soldaten waren inzwischen mit ihrem Morgenmahl fertig. Sie bezahlten, was sie dafür schuldig waren, und machten sich dann wieder auf den Weg. Kaum waren sie fort, so kam Mausmarten aus seinem Versteck wieder hervor.

„Ich habe alles gehört,“ sprach er zu dem Wirt. „Da hätte ich ja leicht in eine Falle geraten können. Was meint Ihr, soll ich nun tun?“

„Heute bei Tage könnt Ihr unmöglich wieder in die Stadt zurückkehren,“ antwortete der Wirt

leise. „Aus dem Gespräch der Soldaten habt Ihr entnommen, daß die ganze Gegend unsicher ist. Wartet daher bis zum Abend. Versteckt Euch solange auf dem Heuboden.“

„Wird da aber keiner von Euren Leuten hinaufkommen, um Heu für die Kuh zu holen?“

„Ach,“ lachte der Wirt. „Da ist keine Hand voll Heu mehr vom vorigen Jahre übrig. Außerdem ist die Kuh jetzt draußen auf der Weide. Auf dem Heuboden seid Ihr also am besten verborgen. Am Abend müßt Ihr aber zusehen, wie Ihr in die Stadt wieder zurückkommt. Was Ihr dann weiter zu tun gedenkt, will ich nicht hören, um bei etwaigen Nachfragen mit gutem Gewissen sagen zu können, daß ich von Euch nichts weiß.“

Mit diesen Worten schob der Wirt seinen Gast zur Thür hinaus und brachte ihn, ohne daß ein anderer aus dem Hause es bemerkte, auf den Heuboden hinauf, nachdem er ihm noch Brot und Speck und einen Krug mit Wasser mitgegeben hatte.

„So, hier verhaltet Euch nur ruhig. Auch meine Leute dürfen nicht ahnen, daß Ihr hier seid. Auf meine Verschwiegenheit könnt Ihr zählen.“

Damit entfernte sich der Wirt und ließ Mausmarten allein. Der Tag verstrich langsam genug. Mausmarten hörte, wie die Knechte und Mägde des Wirts in der Mittagsstunde vom Felde heimkehrten und danach wieder auf die Arbeit ausgingen. Ein paarmal war es ihm, als vernähme er Waffenlärm. Vermuthlich waren es Soldaten, die das Gasthaus besuchten. So verstrich Stunde um Stunde. Endlich brach der Abend herein. Die Leute des Wirts kamen wieder vom Felde. Zuletzt aber wurde es ganz stille. Sie hatten sich wohl alle schlafen gelegt. Es war auch schon ganz dunkel geworden. Da wagte es Mausmarten, die Luke, welche sich in dem Dache des Heubodens befand, zu öffnen. Bei Tage hätte er es nicht tun dürfen, wenn er nicht seine Gegenwart verbergen wollte. Aufmerksam schaute er hinaus. Die Sterne standen in vollem Glanz am Himmel und verbreiteten ein schwaches Licht über die Gegend. Die Luke, deren Oeffnung nach Anklam gerichtet war, gestattete Mausmarten eine vortreffliche Aussicht. In weiter Entfernung sah er die Wachtfeuer im Lager der feindlichen Truppen. Die Beschiesung der Stadt, welche schon während des Tages nicht geruht hatte, wurde jetzt am Abend wieder lebhafter. Bisweilen war es dem Mausmarten, als sähe er ein Feuer in der Stadt aufkommen. Ein heller Schein verbreitete sich dann über dem Himmel, verschwand aber wieder nach

einiger Zeit. Die Bürger waren also auf dem Posten.

Jetzt war die mitternächtliche Stunde da, wie Mausmarten an dem Stand der Sterne erkannte. Leise schlich er aus seinem Versteck herunter und machte sich auf den Rückweg, indem er sich wieder Reizow zuwandte. Dabei vermied er sorgfältig die Wege und ging immer über Acker und Wiesen. Möglich stuchte er. Er hatte deutlich menschliche Stimmen vor sich gehört. Behutsam folgte er dem Laut und kam auf ein Ackerfeld, auf welchem noch die Mandeln des geschnittenen Getreides standen. Hinter einer derselben hörte er mehrere Soldaten, die es sich da bequem gemacht hatten und sich halblaut miteinander unterhielten. Es wäre Mausmarten ein leichtes gewesen, einen davon zu erschießen und sich dann aus dem Staube zu machen, denn er hatte sich, als er aus Anklam ging, eine Pistole eingesteckt. Allein nach einiger Ueberlegung ließ er diesen Gedanken wieder fallen. Er hätte dadurch nur die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich gezogen und die Ausführung des Planes, mit dem er sich trug, ganz unmöglich gemacht. Viel besser war es, die Brandenburger in dem Glauben zu lassen, daß die Schweden nichts Außergewöhnliches unternehmen, und dadurch ihre Aufmerksamkeit einzuschläfern. So schlich er sich denn ebenso leise, wie er gekommen war, wieder davon und gelangte endlich ohne besondere Abenteuer an die Stelle, wo er das Boot im Rohr verborgen hatte. Er fand es noch an seinem Platz. Hurtig ergriff er die Ruder und fuhr nach der Stadt zurück, die er auch glücklich erreichte. Es war aber auch die höchste Zeit. Denn der Morgen fing schon an zu dämmern, und Mausmarten wußte, daß der Fluß von den Feinden scharf bewacht wurde.

Als er wieder in Anklam war, suchte er sogleich den Kommandanten auf und theilte ihm das Ergebnis seines Streifzuges mit. Jener nickte höchst befriedigt.

„Es ist gut, daß Ihr wieder hier seid,“ sagte er. „Ich fürchtete schon, daß Ihr den Brandenburger in die Hände gefallen wäret. Die Lage unserer Stadt hat sich seit gestern wieder verschlechtert. Nicht allein hat uns die Beschießung manchen Schaden getan, sondern, was noch schlimmer ist, unsere Soldaten fangen auch schon an, mutlos zu werden. Wir müssen durchaus neue Zufuhr haben, sonst stehe ich für nichts mehr.“

„Nun, dafür soll gesorgt werden,“ antwortete Mausmarten zuversichtlich. „Ich werde gleich heute Nacht wieder aufbrechen und mich nach Koppelow wenden, von woher die Brandenburger

ihren Proviant erwarten. Wieviel es ist, kann ich freilich nicht sagen. Aber nach den Äußerungen der Soldaten, die ich belauscht habe, wird es doch eine große Menge sein. Und wenn unsere Leute nur sehen, daß für sie gesorgt wird, so werden sie auch von neuem wieder Mut und Vertrauen fassen.“

„Das gebe Gott,“ antwortete der General seufzend. „Ich stelle Euch soviel Mann zur Verfügung, als Ihr glaubt gebrauchen zu können.“

Mausmarten begab sich in sein Quartier. Aber schon am Nachmittag war er wieder im Gange. Er wählte sich für sein Unternehmen fünfzig erprobte Soldaten aus. Eine größere Zahl, die ihm vom General angeboten wurde, lehnte er mit Recht ab, weil sie die Gefahr der Entdeckung nur vermehrt hätten. In der Nacht verließ er dann, auch wieder auf dem Wasserwege, in mehreren großen Booten die Stadt. Sie versteckten sie bei der Flußperre und setzten dann zu Lande ihren Weg fort. Kurz vor dem Dorfe Koppelow machten sie Halt.

Dieser Ort war auf allen Seiten von großen alten Waldungen umgeben, durch welche ein schmaler Sandweg hindurchführte. An einer mit dichtem Untergehölz bewachsenen Stelle verteilte Mausmarten seine Leute zu beiden Seiten des Weges und befahl ihnen, sich ganz ruhig zu verhalten. Mehrere Stunden hatten sie schon so dagelegen, die meisten in tiefem Schlaf versunken, da sie durch den Mangel der Nachtruhe sowie durch den weiten Marsch aufs äußerste ermüdet waren. Der Tag war schon längst angebrochen und die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Aber noch immer ließ sich nichts von einer Proviantkolonne wahrnehmen. Da beschloß Mausmarten, auf Kundschaft nach ihr auszugehen. Auf geschickte Weise verkleidete er sich. Alles, was ihn an seiner Kleidung als schwedischen Soldaten hätte verraten können, wurde sorgfältig entfernt, noch absichtlich einige Löcher in Rock und Hosen gerissen, damit sie recht zerlumpt aussähen, die Stiefel und Strümpfe ausgezogen, und auf den Kopf ein alter schäbiger Hut gesetzt. So erschien er ganz wie ein Invalide. Das Bild wurde noch vervollständigt, als er von dem nächsten Baum einen derben Stock abbrach, um sich darauf zu stützen, und einen langsamen humpelnden Gang annahm. Selbst seine eigenen Leute mußten gestehen, daß er nicht wiederzuerkennen wäre. So machte er sich denn auf seinen gefährlichen Weg, nachdem er seinen Begleitern noch eingeschärft hatte, wie sie sich verhalten sollten.

Es dauerte nicht lange, so hatte er das ziemlich große Dorf erreicht. Seiner Rolle getreu bettelte er an jedem Hause um eine milde Gabe für einen alten abgedankten Soldaten. Es fehlte auch nicht an mitleidigen Seelen, die ihm etwas gaben, die einen ein Stück Speck, die anderen ein Stück Brot. Er tat es alles in einen weiten Quersack, den er sich umgehängt hatte. Zuletzt kam er auch an das Gasthaus. Der Wirt wollte ihn nicht hereinlassen, weil er so schmutzig und zerlumpt ausah, gestattete aber, daß er sich auf die Bank vor der Tür setzte. Breitbeinig und breitspurig stellte er sich selbst in die Tür und sah dem vermeintlichen Bettler zu, wie er sich ein Stück Brot und Speck aus dem Sack nahm und verzehrte.

„Woher kommst Du?“ fragte er ihn.

„Woher soll ich kommen?“ antwortete Mausmarten. „Mein Gewerbe führt mich überall hin, also komme ich von überall her.“

„Das ist wahr,“ entgegnete der Wirt. „In dessen mußt Du doch die letzte Nacht irgendwo geschlafen haben?“

Geschlafen habe ich im Walde, wie der Hirsch oder das Reh. Fraget diese Tiere, wo sie her sind, so will ich Euch auch Antwort geben. Doch nichts für ungut,“ setzte er hinzu, als er bemerkte, daß der Wirt sich unwillig über seine Antwort umwandte, um in das Haus zu gehen. Es lag ihm daran, ihn auszuhorchen. Denn ein Wirt erfährt immer mehr als andere Leute. „Nichts für ungut, Herr, ich habe mich in den letzten Wochen in der Anklamer Gegend aufgehalten.“

„Kann sich denn diese Stadt noch immer halten?“ fragte der Wirt.

„Das will ich meinen,“ antwortete Mausmarten. „Die Schweden und ihr General sind tapfere Leute. Sie haben uns Brandenburgern schon manchen Verlust beigebracht.“

Plötzlich hörten sie laute Stimmen und das Anarren von Wagen, die aus dem Walde herannahen, aber von der entgegengesetzten Seite, als von welcher Mausmarten gekommen war. Es dauerte auch nicht lange, so tauchte ein Wagen aus dem Walde auf und bald darauf noch mehr, bis es schließlich ihrer sechs waren. Alle waren bis über die Leitern hinaus hoch besetzt. Neben ihnen aber schritten außer den Fuhrknechten unter der Leitung eines berittenen Offiziers dreißig brandenburgische Soldaten, welche offenbar die Sicherheitswache für die Wagen bildeten. Vor dem Wirtshause machten sie Halt, da es gerade Mittagszeit war. Die Knechte besorgten ihre Pferde, während die Soldaten in das Haus

hineingingen und von dem Wirt dies und das zu ihrer Befestigung wünschten. Mausmarten musterte neugierig die Wagen und die Leute, die zu ihnen gehörten. Er vermutete, daß es die erwartete Probantkolonne der Brandenburger war, und fand seine Vermutung bestätigt, als er einen der Knechte danach fragte. Er fürchtete nicht, von den Ankömmlingen erkannt zu werden. Konnten sie doch noch nichts von ihm gehört haben. Deshalb blieb er ruhig auf seiner Bank sitzen und war nur ein aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorging. Am Nachmittag, so hörte er, wollten die Brandenburger ihren Weg fortsetzen, um womöglich noch vor Abend das Lager bei Zietzen zu erreichen. Geduldig wartete daher Mausmarten, bis die Zeit des Aufbruchs kam. Als die Pferde wieder angeschirrt waren, fragte der Offizier den Wirt, ob er ihm nicht einen mitgeben könnte, der ihnen den Weg wiese.

„O, der ist gar nicht zu verfehlen,“ antwortete der Wirt. „Ihr braucht nur den Weg durch den Wald fortzusetzen, so werdet Ihr sicher und ohne Euch zu verirren Zietzen erreichen. Doch kann Euch dieser hier den Weg zeigen, der wird ihn wohl ganz genau kennen.“ Damit deutete er auf Mausmarten, der demütig von seiner Bank aufstand und zu dem Offizier heranhumpelte.

Wittrausch musterte dieser den Bettler und fragte: „Wer bist Du?“

„Ich bin nur ein armer Bettler, Euer Gnaden,“ antwortete Mausmarten. „Ich habe unter dem Kurfürsten, den Gott segnen möge, den Feldzug am Rhein und die Schlacht bei Fehrbellin mitgemacht, bin in dieser blessiert worden, wie ihr seht, und suche nun mein Brot vor den Türen barnherziger Leute.“

„So bist Du also ein Brandenburger?“

„Ja, Herr.“

„Und kommst so weit von Deiner Heimat hierher?“

„Ja, Euer Gnaden,“ log Mausmarten weiter. „Die Liebe zu meinen alten Kameraden hat mich ihnen nachgezogen. Sie kennen mich alle, den lahmen Hans, wie sie mich nennen, und nicht vergebens bitte ich bei ihnen um eine milde Gabe. Aber jetzt ist ihnen der Probant selber ausgegangen, und das hat mich auf die Dörfer getrieben.“

„Nun gut,“ sagte der Offizier, „wenn Du uns den Weg zeigen kannst, so will ich Dich als Führer mitnehmen, und es soll Dir nicht an einem guten Lohn fehlen.“

„O, ich finde den Weg auch in der düstersten Nacht,“ versicherte Mausmarten. „Doch haltet zu

Gnaden, wenn ich Euch bitte, mich öfter aufsitzen zu lassen. Ihr sehet, ich bin lahm und nicht imstande, einen so weiten Weg ohne Unterbrechung zu Fuß zurückzulegen."

"Es ist gut, Dein Wunsch soll Dir gewährt werden," erwiderte der Offizier. "Doch nun beeile Dich, daß wir fortkommen. Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Unter Mausemartens Führung brach die Kolonne jetzt auf und erreichte bald das andere Ende des Dorfes, wo sich der Weg wieder in den Wald verlor.

"Wie steht es vor Anklam?" fragte der Offizier den an seiner Seite schreitenden Mausemarten."

"Da steht alles gut, Euer Gnaden," antwortete dieser. "Die Belagerung hat tüchtig Fortschritte gemacht, und alle glauben, daß die Schweden sich nicht mehr lange werden halten können."

"Das freut mich zu hören," sprach der Offizier. "Die Festung hat uns schon allzulange aufgehalten. Wir haben noch andere größere Aufgaben zu erfüllen."

Jetzt hatten sie die Stelle erreicht, wo die Schweden im Hinterhalt lagen. Mausemarten ersah einen günstigen Augenblick. Hastig entriß er dem ihm zunächst marschierenden Soldaten die Muskete und stürmte unter dem Ruf: „Drauf, drauf! Sie sind da!“ in den Wald hinein. Verdutzt und bestürzt schauten die Brandenburger dem Davoneilenden, der mit einem Male seine Lahmheit abgelegt hatte, nach und wußten nicht, was sie von seinem Gebahren halten sollten. Aber sie sollten nicht lange im Zweifel bleiben. Von beiden Seiten des Weges wurde ein wohlgezieltes Feuer auf sie abgegeben, und die meisten der Soldaten stürzten tot oder verwundet zu Boden. Einer der ersten, der so fiel, war der Offizier selbst. Jetzt kamen auch die Feinde, die sich noch immer verborgen gehalten hatten, aus ihrem Versteck hervor und warfen sich auf die Brandenburger. Diese verteidigten sich so gut es ging. Aber da sie in der Minderzahl waren und außerdem keine Führung hatten, so wurden sie bald überwältigt. Wer nicht getötet war, wurde an Händen und Füßen gebunden und auf den Boden gelegt. Die Fuhrknechte aber wurden ernstlich bedroht, daß sie keinen Fluchtversuch machten, wenn sie nicht ihr Leben verlieren wollten. Sie gaben es auch auf zu fliehen, da sie sehr wohl einsahen, daß es ihnen nichts helfen würde. Sie hatten auch genug zu tun, die Pferde wieder zu beruhigen, die durch das Kampfgetöse ganz wild geworden waren und durchgehen wollten. Höhnisch rief Mausemarten

einem der gebundenen Brandenburger zu: „Wenn Du wieder frei wirst und man Dich fragt, wer Euch hier überfallen habe, so sage nur, das sei der Mausemarten gewesen.“

Darauf befahl er seinen Begleitern und den Fuhrknechten, den Weg weiter fortzusetzen. Die Schweden hatten keinen Mann verloren. Dies und der reiche Fang, den sie gemacht hatten, versetzte sie in eine frohe Laune. Doch waren sie noch in großer Gefahr, die sich steigerte, je näher sie an das Lager der Brandenburger kamen. Da sie nur mit Einbruch der Nacht wagen durften, sich Anklam zu nähern, und die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel stand, so machten sie, bevor sie den Wald verließen, Halt, bis die Sonne unterging. Dann fuhren sie aber in weitem Bogen um das feindliche Lager herum und erreichten endlich das Ufer der Peene, ohne daß sie von ihren Feinden entdeckt worden wären. Bei der Dunkelheit bereitete es ihnen viele Schwierigkeit, die Wagen zu entladen und ihren Inhalt auf das andere Ufer der Peene zu bringen. Aber endlich war auch diese Arbeit getan. Die Fuhrknechte wurden mit ihren Wagen entlassen, die Schweden aber luden einen Teil der Beute in die Boote und ruderten damit vorsichtig die Peene hinauf, bis sie die Stadt erreichten. Den anderen Teil holten sie gleich darauf. Mit Jubel wurden sie in der Stadt begrüßt. Die Vorräte, unter denen sich auch eine reiche Munition befand, kam den Belagerten trefflich zu statten. Für etliche Tage war alle Not beseitigt. Mausemarten aber, der die Expedition so glücklich geleitet hatte, wurde von dem Kommandanten und den anderen Offizieren auf das lebhafteste beglückwünscht. Er hatte sich wieder einmal als Retter der Stadt bewiesen.

Im Lager der Brandenburger dagegen rief der kühne Streich nicht geringe Aufregung hervor. Die Fuhrknechte der Proviantkolonne hatten bei ihrer Rückkehr die gefesselten Brandenburger, die noch immer so dalagen, wie Mausemarten mit seinen Begleitern sie hingeworfen hatte, wieder befreit, und diese kamen nun in das Lager und erzählten, noch unter dem vollen Eindruck dessen, was vorgefallen war, den Ueberfall der Schweden und die Täuschung durch Mausemarten. Da schworen denn alle, die es hörten, an den Schweden Wiedervergeltung zu üben, wenn sich die Gelegenheit dazu böte. Mausemartens Name lebte in aller Munde. Der ungerechtfertigte Haß, den er gegen sein altes Vaterland hegte, trieb ihn zu immer neuen waghalsigen Unternehmungen an. Es war, als wollte er seinen früheren Landsleuten zeigen,

was er ihnen hätte nützen können, wenn er nicht aus ihrem Heer ausgestoßen worden wäre. Bei aller seiner Verwegenheit handelte er aber doch so besonnen, daß es den Brandenburgern nicht gelang, ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

5. Der Sturm.

Trotz der Tapferkeit aber, mit welcher sich die Besatzung Anklams verteidigte, und trotz der kühnen Streifzüge, welche Mausemarten unternahm, um die Belagerer zu beunruhigen und den Schweden neue Zufuhr zu verschaffen, nahm die Not und Verlegenheit der Stadt doch von Tag zu Tag zu. Ein Versuch des Grafen Königsmark, ihnen zu Hilfe zu kommen, schlug gänzlich fehl. Er war von Greifswald aus mit einer größeren Truppenabteilung gegen die Belagerer vorgeedrungen. Allein diese hatten davon Wind bekommen und zogen ihm entgegen. Bei dem Dorfe Ranzin, etwa zweieinhalb Meilen nördlich von Anklam, trafen beide Truppen aufeinander. Es entspann sich ein hitziges Gefecht. Aber die Brandenburger blieben Sieger. Die Schweden erlitten nicht unerhebliche Verluste, und Graf Königsmark konnte sich mit dem Ueberrest derselben nur mit Mühe und Not wieder nach Greifswald retten. Dies war der letzte Versuch, der von außen her gemacht wurde, um die bedrängte Stadt zu retten. So erfüllte sich also mehr und mehr das Wort des Generals von Sanitz, das er zu seinen Offizieren gesagt hatte, daß sie auf Hilfe nicht rechnen dürften, sondern auf sich allein angewiesen wären. Dennoch wankte der Mut der Besatzung nicht. Unter der ausgezeichneten Leitung ihres Kommandanten bereiteten sie den Brandenburgern noch manche schwere Stunde.

Wieder einmal brüllten die Kanonen aus dem Lager der letzteren und sandten ihren eisernen Gruß in die belagerte Stadt. Vornehmlich wurde das Stolper Thor und das davor liegende starke Hornwerk beschossen. Hier wollte der Kurfürst Bresche legen und dann versuchen, die Stadt mit Sturm zu nehmen.

General Sanitz stand eben an einer geschützten Stelle am Stolper Thor und leitete die Verteidigungsarbeiten seiner Soldaten. Die große Sorge, die ihn erfüllte, hatte in seinem Gesicht viele Falten gezogen. Da nahte sich ihm Mausemarten und bat um eine Unterredung.

„Was ist Euer Begehr? fragte der General.“
„Verzeihet, daß ich Euch störe,“ antwortete Mausemarten. „Aber die Sorge um das Wohl

der Stadt läßt mir keine Ruhe. Wenn die Beschickung weiter so fortgeht, so müssen wir in wenigen Tagen kapitulieren.“

„Da habt Ihr recht,“ rief der General. „Unsere Munition nimmt in bedenklichem Maße ab, und auch die Mannschaft ist so ziemlich erschöpft. Ich weiß nicht, wie wir einen Sturm der Feinde abschlagen sollen.“

Mausemarten entwickelte nun einen Plan, den er sich ausgedenkt hatte. Mehrere Male schüttelte der General den Kopf, als er ihn hörte. Schließlich sagte er jedoch: „Gut, ich gebe Euch meine Einwilligung zu dem, was Ihr vorhabt. Aber ich mache Euch darauf aufmerksam, daß Ihr Euren Kopf wagt. Fassen Euch die Brandenburger ab und kriegen sie zu erfahren, wer Ihr seid, so ist es um Euch geschehen. Ihr steht bei Ihnen gerade in keinem guten Andenken.“

Mehrere Stunden waren seit der Unterredung der beiden Männer verstrichen, und die Dämmerung senkte sich schon auf die Stadt und ihre Umgebung. Da schritt ein Greis zum Stolper Thor hinaus und gerade auf das Lager der Brandenburger zu. Langes weißes Haar fiel ihm auf die Schultern, und ein ebensolcher Bart deckte ihm Kinn und Wangen. Um den Kopf trug er eine breite Binde, welche das eine Auge ganz verbarg, in der rechten Hand aber hatte er einen Stock, auf welchen er sich stützte. Mit vor Alter wankendem Schritt und zitterndem Haupt näherte er sich dem Lager der Brandenburger. Als er an den ersten Laufgraben bis auf Fußweite herangekommen war, donnerte ihn eine Stimme an: „Halt, steh still, oder Du bist ein Kind des Todes!“

Der Angeredete war dem Ruf gehorsam und wagte keinen Schritt weiter vorwärts.

„Wer bist Du?“ wurde er jetzt gefragt.

„Ach, Herr, ich bin ein Bürger aus Anklam.“

„Und was willst Du bei uns?“

Ach, Herr, ich bin in großer Not und Angst. Mein Weib liegt daheim auf den Tod krank, und unser Chirurg ist neulich von Euren Kugeln erschossen worden, so daß wir in der Stadt ohne Arzt sind. Da habe ich mir denn ein Herz gefaßt, Euch zu bitten, daß Ihr mir einen Eurer Chirurgen mitgeben möchtet, ob er nicht vielleicht meinem armen Weibe helfen kann. Erbarmt Euch um Gottes Barmherzigkeit willen!“

„Na, das wäre ja noch schöner, wenn wir Euch unsere Aerzte geben wollten!“ rief die Stimme zurück. „Wir können sie selber gebrauchen. Ergibt Euch lieber, wenn Ihr Euch nicht mehr selber helfen könnt.“

„Ach, Herr, erbarmt Euch!“ bat der Greis wieder mit zitternder Stimme, und ein Schluchzen kam aus seiner Brust.

Das schien den brandenburgischen Soldaten denn doch zu rühren. Er kam aus dem Graben heraus, in welchem er sich so lange verborgen gehalten hatte, und trat auf den Greis zu. Mißtrauisch prüfte er sein Gegenüber von oben bis unten, der zitternd und ängstlich vor ihm stand.

„Wer gibt mir denn aber die Gewißheit, daß Du mir nichts vorlägst?“ nahm der Soldat das Verhör wieder auf.

„Ach, Herr,“ antwortete der Greis, „ich habe ein Schreiben unseres Kommandanten, in welchem er mir bestätigt, daß ich Euch die Wahrheit sage.“

Mit diesen Worten holte er ein Stück Papier aus seinem armseligen Rock heraus und reichte es dem Soldaten hin.

Dieser drehte es brummend in seiner Hand hin und her, wobei er sagte: „Schreiben und Lesen war noch nie meine Passion. Was soll ich also mit diesem Wisch anfangen? Da kann viel darauf stehen.“

Er fragte sich hinter seinen Ohren. „Doch warte,“ rief er endlich. „Ich will Deine Bitte und diesen Wisch unserem Offizier bringen. Mühe Dich aber nicht von der Stelle, sonst muß ich Dich für einen Spion halten und auf Dich schießen.“

„Geht nur, geht, daß ich bald Bescheid erhalte,“ rief der Greis ängstlich. „Ich werde hier auf Euch warten.“

Der Soldat entfernte sich jetzt und verschwand wieder im Laufgraben. Es dauerte aber nicht lange, so kam er in Begleitung seines Offiziers zurück. Dieser musterte den Greis auch mit scharfem Auge und sprach dann: „Dein Begehr, Alter, ist eigentümlich. Ich kann Dir Deinen Wunsch auch nicht so ohne weiteres erfüllen.“

„Ach, Herr, erbarmt Euch meiner,“ bat der Angeredete.

„Ich muß Deine Sache erst dem General vortragen,“ erwiderte der Offizier. „Doch kannst Du mit mir kommen.“

Auf seinen Befehl wurde dem Greis von dem Soldaten ein dickes Tuch um den Kopf gebunden, so daß er nichts sehen konnte, und er wurde dann in das Lager der Brandenburger hineingeführt. Darauf verschwand der Offizier in einem Zelte, welches der General bewohnte. Es war derselbe General von Gözen, den wir schon früher kennen gelernt haben. Nach dem Kampf bei dem Mühlenberge hatte der Kurfürst ihn hierher, wo er weniger selbständig war, gebracht, und einen andern an

seine Stelle gesetzt, wie man sagte, zur Strafe dafür, daß er sich von Mausfarmen so gräßlich hatte täuschen lassen. Nach einiger Zeit kam der Offizier wieder heraus und führte den Greis in das Zelt. Als diesem die Binde abgenommen war, erschrak er nicht wenig vor dem General; er fiel zitternd vor ihm nieder und bat: „Ach, Herr, erbarmt Euch meiner!“

„Ich habe von Deinem Wunsch gehört und auch das Schreiben Deines Kommandanten gelesen,“ sprach von Gözen, „ich will glauben, daß Du mir die Wahrheit sagst, und Deine Bitte erfüllen, jedoch nur unter einer Bedingung.“

„Verlangt von mir, was Ihr wollt,“ rief der Greis. „Ich will Eure Bedingungen erfüllen.“

„So sage mir, ob sich die Schweden in Eurer Stadt noch lange halten können?“

„Ach, Herr,“ rief der Greis, ich bin ein alter Mann und verstehe nichts vom Kriege.“

„Nun, Du wirst doch wissen, wieviel Soldaten etwa in der Stadt sind?“

„Es werden kaum über tausend Mann sein, so habe ich wenigstens immer gehört,“ antwortete der Greis. „Aber ob die Zahl richtig ist, kann ich nicht sagen.“

„Gut, und kannst du mir vielleicht sagen, an welcher Stelle ein bequemer Uebergang über den Graben ist, der Eure Stadt einschließt?“

„Ach, Herr,“ bat der Greis flehentlich, „verlangt hierauf keine Antwort von mir. Ich würde ja sonst zum Verräter an meiner Vaterstadt.“

„Wenn du mir auf meine Frage nicht antwortest, so kann ich Dir auch Deine Bitte nicht gewähren, bedenke, es handelt sich um das Leben Deines Weibes.“

Der Greis stöhnte und jammerte zum Herzbrechen; ein lebhafter Kampf schien in seinem Innern vorzugehen.

„Nun, wird es bald?“ rief der General.

„Ich will Eure Frage beantworten,“ erwiderte der Alte. „Nur bitte ich Euch, daß Ihr mich nicht verratet, sonst werde ich von meinen Mitbürgern gesteinigt.“

„Was Du mir anvertraust, soll kein Mensch weiter erfahren,“ versprach der General.

„So hört denn: links neben dem rechten Flügel des Hornwerkes vor dem Stolper Thor ist ein leichter und bequemer Durchgang durch das Wasser, daß ein Kind da durchwatzen kann.“

„Es ist gut, sprach der General. „Deine Bitte soll jetzt erfüllt werden.“

Auf seinen Befehl wurde nun ein Chirurg herbeigeholt, der den Alten in die Stadt zurück-

begleiten mußte. Hier wurde er in das Spital zum Heiligen Geist und an das Bett einer alten Frau geführt, die in der That schwer krank lag. Nachdem er ihr aber den nötigen ärztlichen Beistand geleistet hatte, wurde er unter denselben Vorsichtsmaßregeln, d. h. mit verbundenen Augen, wieder aus der Stadt hinausgeleitet, wie er hereingeführt worden war und kam um Mitternacht in das Lager zurück. Er erstattete sofort dem General Bericht über seine Wahrnehmungen, die jenen auch vollständig zu befriedigen schienen. Denn als der Arzt geendet hatte, rief er: „So hat uns der Alte die Wahrheit gesagt, und ich kann morgen mit dem Sturm beginnen, wenn Seine Kurfürstliche Durchlaucht die Einwilligung dazu geben.“

Er entließ den Arzt freundlich und zog sich dann zur Ruhe zurück.

Am andern Morgen in aller Frühe wurde der Kurfürst von dem, was am Abend vorgefallen war, in Kenntnis gesetzt und gab seine Einwilligung zu einem Sturmangriff. Um die Kräfte der Schweden zu zersplittern, ließ der Kurfürst die Stadt auch noch an den beiden anderen Toren angreifen. Nachmittags um vier Uhr begann der Sturm. Mit Sturmbriicken versehen, welche auf Rädern ruhten und über die Gräben gelegt werden sollten, und mit zahlreichen Fackeln ausgerüstet, rückten die Brandenburger vor. Der das Hornwerk angreifende Teil wandte sich nach der Seite, die von dem Alten angegeben worden war. Allein statt hier auf eine leichte Furt zu stoßen, gerieten sie vielmehr an die tiefste Stelle des Grabens. Die Soldaten, die gleich zuerst hineingesprungen waren, sanken bis über den Kopf unter Wasser. Mancher von ihnen blieb im moorigen Grund stecken und kam nicht wieder zum Vorschein. Die anderen konnten nur mit Mühe aus dem Wasser wieder herausgezogen werden. Man warf jetzt Fackeln hinein, jedoch genügten auch diese nicht, den Graben auszufüllen. Die wenigen Soldaten aber, welche über den Graben hinüberschwammen und den Wall erkletterten, wurden von den Schweden niedergeschossen, so daß nicht einer von ihnen entkam. Ueberhaupt richteten die Schweden ein verheerendes Feuer auf die Brandenburger. Viele der letzteren wurden schon auf dem Anmarsch getötet oder verwundet und die Sturmbriicken zerstört, so daß sie nicht mehr gebrauchsfähig waren. Auf den Wällen zeigten sich aber viele Schweden und riefen den Angreifern höhnisch zu: „Ihr müßt besser schießen,“ oder aber: „Kommt herüber, Ihr könnt mit uns zusammen bespernen!“ Besonders machte sich der Greis vom gestrigen Abend, den der geneigte Leser

schon längst erkannt haben wird, bemerkbar. Als er den General von Göben sah, riß er sich sein weißes Haar und den langen Bart ab und die Binde vom Auge, so daß er sich in seiner wahren Gestalt zeigte, und rief: „Ich bin der Mausmarten. Jetzt hat die Maus die Mäge gefangen.“

Solche Zurufe erbitterten die Brandenburger noch mehr als die Erfolglosigkeit ihres Angriffs. Sie schossen auf den Alten, der jetzt mit einem Male kraftvoll aufgerichtet vor ihnen stand, ohne ihn jedoch zu treffen. Höhnisch warf er ihnen seine Kopfbinde und sein falsches Haar zu und verschwand dann hinter dem Wall. Noch einmal versuchten die Brandenburger einen Angriff. Ein Teil von ihnen drang tapfer bis unter die Palisaden des Hornwerks vor. Aber durch das überwältigende Feuer der schwedischen Besatzung wurden auch sie vollständig vernichtet. So kämpfte man mit äußerster Erbitterung bis gegen acht Uhr abends. Da aber die Brandenburger auch vor den anderen Toren nichts ausrichteten, so befahl der Kurfürst den Kampf abubrechen.

Die Verluste der Brandenburger waren höchst bedeutend. Sie verloren an diesem Tage nicht weniger als 634 Mann, die größte Verlustziffer aus der ganzen Belagerung.

Am nächsten Morgen wurde auf Ersuchen der Brandenburger ein Waffenstillstand zur Beerdigung der vielen Toten abgeschlossen. Schweden und Brandenburger zogen gemeinsam die Gefallenen aus dem Graben und überantworteten sie den Brandenburgern zur Bestattung. Zwischen den beaufsichtigenden Offizieren beider Parteien fand aber während dieser Zeit ein friedlicher und freundlicher Verkehr statt. Der Kommandant unterhielt sich mit den Brandenburgern und bewirtete sie.

Unter seinen Gästen befand sich auch Mausmarten, er war der Held des Tages und wurde auch von den brandenburgischen Offizieren durch reiche Anerkennung ausgezeichnet. Einer derselben hatte ihn innerwährend scharf ins Auge gefaßt und benutzte eine Gelegenheit, wo er ihn ungestört allein sprechen konnte. Er zog ihn etwas beiseite und fragte ihn: „Mit Verlaub, Herr Kamerad, habt Ihr nicht früher unter unserem allergnädigsten Kurfürsten gedient?“

Mausmarten war diese Frage offenbar unbequem; denn er tat erst so, als ob er den anderen nicht recht verstanden hätte.

„Wie meint Ihr? Was sagt Ihr? Ich habe Euch nicht recht verstanden.“

„Habt Ihr nicht früher auch unter uns Brandenburgern gedient?“ wiederholte der Offizier seine Frage.

„Allerdings,“ gestand Mausfarmten, der wohl sah, daß er dem anderen bekannt war, also die Wahrheit sagen mußte.

„So täusche ich mich also nicht,“ rief der Offizier, „und auch darin nicht, daß Ihr früher in dem Regiment Derfflinger gestanden habt?“

„Nein, Ihr sagt die Wahrheit,“ erwiderte Mausfarmten.

„Dann seid Ihr also Martin Dworing?“

„Ja, allerdings, der bin ich. Doch wozu soll das? Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen und diene jetzt den Schweden und heiße hier Martin Wiese oder Mausfarmten, wie ich hier genannt werde,“ setzte er mit leisem Spott über sich selbst hinzu. „Ich denke, ich habe mich durch meine Taten unter Euch genügend bekannt gemacht.“

„Kamerad,“ sagte der andere herzlich, „es lag mir fern, Euch tranken zu wollen. Es tut mir nur wehe, einen alten Kameraden auf der Seite unserer Feinde zu sehen.“

„So, tut Euch das wehe?“ rief Mausfarmten erregt aus. „Glaubt Ihr, daß es mir nicht wehe getan hat, als ich aus Eurem Heere ausgestoßen ward und mir ein anderes Vaterland suchen mußte? Ihr kommt sehr spät mit Eurem Mitleid.“

„Höret mich,“ beschwichtigte ihn der Brandenburger. „Ich kenne Eure ganze Vergangenheit, ich weiß, weswegen Ihr von unserem allergnädigsten Kurfürsten aus unserem Heere ausgestoßen seid. Aber Manneszucht muß sein, das wißt Ihr selbst als Soldat am allerbesten. Doch bin ich gewiß, daß der Kurfürst Euch wieder zu Gnaden annehmen würde, wenn Ihr zu ihm ginget und ihn bätet, daß er Euch in sein Heer wieder aufnehmen möchte. Ich habe es selbst aus seinem eigenen Munde gehört, daß er Euch um Eurer Tapferkeit und Klugheit willen lobte.“

„Halt, redet nicht weiter,“ unterbrach Mausfarmten ihn heftig. „Wollt Ihr mich zum Verräter machen? Nein, so schwer ich mich auch vergangen haben mag, und ich mache Euch gegenüber kein Geheim daraus, aber ein Verräter will ich nicht sein. Die Schweden haben mir Heimatsrecht bei sich gewährt. Dafür bin ich ihnen Dank schuldig und will es ihnen durch die Tat beweisen, auch wenn es mein Leben kosten sollte.“

„Ihr erkennst mich,“ rief der Offizier lebhaft. „Der Gedanke liegt mir fern, Euch zum Verrat gegen die Schweden zu verleiten. Aber das werdet Ihr Euch doch selbst sagen, daß die Tage Anklams gezählt sind. Die Befestigung und Eure Soldaten befinden sich, wie ein oberflächlicher Blick lehrt, in einem so schlechten Zustande, daß Ihr über kurz

oder lang in unsere Hände fallen werdet. Und dann seid Ihr doch frei in Euren Entschlüssen. Dann könntet Ihr doch wieder bei uns eintreten.“

„Ich bin Euch für Eure guten Absichten sehr verbunden, aber es ist vergeblich, daß Ihr auf mich einredet,“ rief Mausfarmten, und ein Strahl des Hasses schoß aus seinem Auge. „Nein, ich bleibe ein Feind Eures Kurfürsten. Sagt ihm nur, ihm, der da meint, daß seinem Willen sich alles beugen müßte, ich, der Mausfarmten, würde mich ihm nimmermehr beugen. Ich will bis zu meinem letzten Blutstropfen gegen ihn kämpfen und ihm so viel Schaden zufügen, als es nur irgend in meiner Macht steht.“

Stolz und hoch aufgerichtet ging er von dannen und ließ den anderen stehen. Dieser aber suchte, von aufrichtigem Bedauern erfüllt, seine Kameraden wieder auf.

6. Die Kapitulation.

So groß nun aber auch der Erfolg war, den die Schweden durch den abgeschlagenen Sturm erlangt hatten, so befanden sie sich dennoch in der denkbar traurigsten Lage. Ihre Befestigungen hatten durch die fortwährende Beschießung ungeheuer gelitten. Die Besatzung selbst war auf sechshundert Mann zusammengeschnitten. Die übrigen waren entweder in den Kämpfen gefallen oder nachträglich ihren Wunden und Krankheiten erlegen oder kampfunfähig. Mit einer so geringen Zahl war es aber nicht möglich, die Stadt noch länger zu halten, dazu waren die meisten Geschütze durch die Kugeln der Brandenburger unbrauchbar gemacht. Auch die Munition reichte nicht mehr aus; an Stückkugeln fehlte es sogar gänzlich. Endlich war die Besatzung sowie auch die Bürger durch die Anstrengungen und Entbehrungen, die sie hatten ausstehen müssen, so entkräftet, daß sie ihren Dienst nur noch mangelhaft versehen konnten. Als man daher am Abend des 27. August, dem Tage nach dem abgeschlagenen Sturm, vom Turm der Marienkirche aus wahrnahm, daß die Brandenburger einen neuen Angriff vorbereiteten, hielt General Sanitz mit seinen Offizieren eine längere Beratung ab, ob die Stadt noch verteidigungsfähig wäre oder nicht. Der Oberstleutnant Müller, dem die Verteidigung des Stolper Tors und der Hornwerke oblag, erklärte, daß es unmöglich wäre.

„Einen neuen Sturm können wir unmöglich abschlagen, so schloß er. „Es wäre uns schon bei dem letzten nicht gelungen, wenn wir nicht durch List die Brandenburger verleitet hätten, uns an einer falschen Stelle anzugreifen. Wir haben

getan, was wir tun konnten. Es wird wenig Beispiele in der Geschichte des Krieges geben, wo eine kleine Schar, wie wir, sich so lange gegen einen in jeder Beziehung weit überlegenen Feind gehalten hat, wie wir es getan haben. Auch das strengste Kriegsgericht wird gegen uns keinen Vorwurf erheben können. Es ist nicht bloß unsere eigene Kraft erschöpft, sondern wir können auch von außen auf keinen Entsatz hoffen. Die Streitmacht des Grafen von Königsmarck ist gleichfalls erschüttert. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns zu ergeben, so schwer es mir auch wird, dies auszusprechen. Ich würde aber darauf dringen, dem Kurfürsten die Bedingung zu stellen, daß er uns freien und ehrenvollen Abzug gestattet. Das haben wir gewiß verdient.“

Eine düstere Pause entstand, als er geendigt hatte. Es fand keiner der Versammelten den Mut, für eine längere Verteidigung zu sprechen. Da ergriff der Kommandant das Wort, indem er ernst sagte: „Auch ich halte es für eine Unmöglichkeit, einen neuen Sturm abzuschlagen. Doch halte ich es für unsere Pflicht, auch die tapfere Bürgerschaft, die uns so treulich geholfen hat, von unserem Entschluß in Kenntnis zu setzen und sie zu fragen, ob sie damit einverstanden sei. Besteht sie aber auf einen längeren Widerstand, so werden wir sie nicht im Stich lassen. Im Falle der Uebergabe ist es übrigens auch meine Absicht, bei dem Kurfürsten um ehrenvollen Abzug zu bitten. „Andernfalls werden wir uns bis auf den letzten Mann und Blutstropfen verteidigen.“

Einer der Anwesenden wurde nun beauftragt, den Bürgermeister Götsch zu holen, damit er das Ergebnis ihrer Beratung erfahre. Als dieser hörte, um was es sich handelte, nahm er auch den Syndikus Quilow und den Rämmerer Steffen mit sich. Der Kommandant teilte ihnen den Beschluß seiner Offiziere mit, indem er ihnen nichts über die traurige Lage der Stadt vorenthielt. Als er geendigt hatte, sprach der Bürgermeister: „Ich weiß gegen Euren Beschluß nichts vorzubringen. Das Verhalten der Bürgerschaft hat Euch, denke ich, genugsam bewiesen, daß sie tren schwedisch gesonnen ist. Wir Bürger erkennen Eure Tapferkeit und Umsicht vollkommen an. Ihr habt nichts unterlassen, was zur erfolgreichen Verteidigung unserer Stadt dienen konnte. Wir haben Schulter an Schulter mit Euch gekämpft, um diese Stadt der Krone Schwedens zu erhalten. Allein auch wir sind an der Grenze unserer Widerstandsfähigkeit angelangt. Mancher von uns hat gleich den Soldaten sein Leben gelassen. Unsere Häuser sind

zum größten Teil zerstört, und unser Wohlstand ist auf lange Zeit hinaus vernichtet. So erkläre ich also im Namen der Bürgerschaft, daß wir nach wie vor alles Vertrauen zu Euch, unsern tapfern Verteidigern, haben. Beschließt Ihr die Uebergabe der Stadt, so werden wir uns nicht widersetzen. Wollt Ihr dagegen den Kampf weiterfortsetzen, so wird Euch auch die Zukunft lehren, wie es die letzten Wochen gelehrt haben, daß wir Euch tren zur Seite stehen.“

Damit war die Beratung geschlossen. Der Kommandant setzte ein Schreiben an den Kurfürsten auf, in welchem er sich erbot, die Stadt übergeben zu wollen, und ihn bat, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Ein Major und ein Kapitän mußten dieses Schreiben noch an demselben Abend in das Lager bringen. Als der Kurfürst das Schreiben gelesen hatte, ließ er sofort die Belagerungsarbeiten abbrechen und sandte den Major von der Lütke und den Kapitän von Löschebrand als Geiseln in die Stadt. Am nächsten Morgen aber sandte er seinen General-Adjutanten von Kahlenberg an den General Sanitz mit der Aufforderung, ihm zwei mit Vollmachten versehene Offiziere und einige weitere Vertreter der Stadt zur weiteren Verhandlung zu schicken. Von seiten des Militärs erschienen der Oberst von Heydebreck und der Oberstleutnant Müller, von seiten der Stadt aber der Bürgermeister Götsch, der Syndikus Quilow und der Rämmerer Steffen. Der Kurfürst gab sich alle Mühe, sie freundlich zu empfangen. Er ließ sie selbst in zwei Kaleschen ins Lager holen und begrüßte sie in leutseligster Weise. Nachdem sie ihm vorgestellt waren und ihm ihre Vollmachten übergeben hatten, sprach er zu ihnen: „Ich freue mich, daß ich Euch, meine Herren, als meine werten Gäste bei mir sehen darf, wenngleich ich um Euretwillen die Umstände beklage, die es dahin gebracht haben. Ich kann Euch die Anerkennung nicht versagen, daß Ihr Euch wie Helden geschlagen habt. Es ist für mich eine hohe Ehre, mit den Vertretern so ausgezeichneten Soldaten und einer so tapferen Bürgerschaft verhandeln zu können.“

Das gab den Abgesandten Mut, so daß der Oberst von Heydebreck die Bitte um ein gnädiges Verfahren mit der Stadt aussprach.

„Ihr irrt Euch in mir,“ antwortete der Kurfürst edel, „wenn Ihr fürchtet, daß ich als ein harter und übermüthiger Sieger mit der von mir eroberten Stadt verfahren werde. Da sei Gott vor! Nein, die Stadt, die schon so viel Schweres hat erleiden müssen, soll es von der ersten Stunde an, da sie mir gehört, erfahren, daß ich ihre Bürger mit zu

meinen Landeskindern zähle. Ich versetze mich zu ihr allerdings derselben Treue, die sie der Krone Schwedens bewahrt hat."

Er stellte die Abgesandten darauf seiner Gemahlin vor und zog sie dann mit an seine Tafel. Er zeigte auch hier so viel Theilnahme für die Leiden, welche die Stadt hatte ausstehen müssen, daß die Abgesandten voll froher Hoffnung für die Verhandlungen waren. Sie sollten sich auch nicht getäuscht haben. Freilich wurden nicht alle ihre Wünsche erfüllt. Sie verlangten freien Abzug der gesamten bewaffneten Besatzung und der königlichen Beamten mit aller Habe und sämtlichen Geschützen und ihrer Munition. Diese wollte jedoch der Kurfürst sich behalten; er forderte außerdem noch die Ueberlieferung der Anklamer Fährschanze, die eigentlich ein selbstständiges Werk für sich war. Da die Abgesandten keine Vollmacht hatten, dies zuzugestehen, so sah sich der Kurfürst genötigt, direct mit dem General Sanitz zu verhandeln. Dieser willigte auch endlich, da ihm kein anderer Ausweg blieb, noch spät am Abend in die Bedingungen ein. Der Kurfürst hatte sich bereits zur Ruhe begeben, als ihm die Nachricht hiervon gebracht wurde. Er bestätigte aber den Vertrag sofort, welcher am 29. August in Anklam endgiltig vollzogen wurde.

Noch an demselben Tage zogen die Schweden unter klingendem Spiele ab. Die Einwohner der Stadt hatten sich auf den Straßen versammelt und riefen ihren bisherigen Besitzern ein vielfältiges und lautes Lebewohl zu. Dem tapferen Kommandanten aber und seinen Offizieren hatte der Bürgermeister schon vorher vor versammeltem Magistratskollegium den Dank der Bürgerschaft ausgesprochen. Es war für beide Teile eine schwere und bewegte Stunde, das las man auf den Gesichtern. Der Kurfürst empfing die Schweden mit besonderen Ehren. Dem General Sanitz drückte er mehrmals warm die Hand und sprach es laut aus, so daß es alle Umstehenden vernahmen konnten, daß er vor ihm und seinen Soldaten wegen ihrer Tapferkeit eine hohe Achtung habe. Die Brandenburger mußten Spalier bilden, als die Schweden vorüberzogen, und der Kurfürst saß mit abgezogenem Hut auf seinem Schlachtrosse, bis der letzte der überwundenen Feinde an ihm vorüber war. Nur ein edler Mann ehrt so auch seinen Gegner.

Die Nationalschweden wurden mit brandenburgischer Begleitung nach Kolberg gebracht, während den Deutschen, die unter ihren Fahnen gekämpft hatten, frei gestellt wurde, entweder in die Dienste

des Kurfürsten zu treten oder sich dahin zu wenden, wo sie hin wollten. Viele von ihnen wählten das Erstere. Kaufsmarten jedoch und andere lehnten dies ab. Kaufsmarten blieb den Schweden treu. Die wohlgemeinten Anerbietungen des Kurfürsten, daß er wieder in seine frühere Stellung eingesetzt werden sollte, schlug er trotzig aus. Er zog mit den Schweden nach Kolberg, kam dann später nach Stettin und fand dort seinen Tod, als diese Stadt von dem Kurfürsten belagert wurde. Noch heute aber, nach mehr als zweihundert Jahren, lebt sein Name, halb sagenhaft, in dem Gedächtnis der Anklamer Bevölkerung. Wenn wir es unternehmen haben, die Erinnerung an ihn wieder lebendig zu machen, so ist es nicht geschehen, um eine abenteuerliche Erzählung zu schreiben, sondern um an seinem Beispiele zu zeigen, in welcher traurigen Verwirrung damals die Begriffe über das Vaterland waren. Man wechselte dasselbe wie man ein Gewand wechselt. Gott sei dank, daß es heute infolge der großen Taten unserer Väter anders geworden ist.

„Aus Vaterland, aus teure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“ so ruft einer unserer Dichter uns zu. Besonders wir Deutsche wollen uns an unser großes, herrliches deutsches Vaterland anschließen, das eine so ruhmreiche Vergangenheit hat, und zu dessen Söhnen die Größesten dieser Erde zählen. Mögen solche Zeiten, wo die Liebe zum Vaterlande um irgend welcher Mißverhältnisse und Mißstimmungen willen erkaltet, ewig von uns fern bleiben, und das Band, das die deutschen Stämme in Nord und Süd, in Ost und West zusammenbindet, immer fester und inniger werden!

Der Kurfürst hielt, begleitet von seiner Gemahlin, dem Kurprinzen und einem großen Gefolge, am 30. August bei strahlendem Wetter seinen Einzug durch das Stolper Thor in die überwundene Stadt. Er bezeugte sich überaus gnädig. Er bestätigte alle Vorrechte, welche die Stadt von früheren Zeiten her hatte, und erwarb sich dadurch mit einem Schlage das Vertrauen der Stadt. „Diese Solemnität aber,“ so schreibt ein Bericht aus jenen Tagen, „ward mit einer fröhlichen Mahlzeit, wozu alle Einwohner, die sich nur angegeben, admittiert und beschenkt worden, und dabei sich die Pauken und Trompeten frisch hören ließen, beschlossen und begaben Seine Kurfürstliche Durchlaucht nebst deren hohe Kommitat nach aufgehobener Tafel sich wieder hinans in das Feldlager, damit den Einwohnern durch die Quartiere kein Ungemach zugefügt werden möchte.“ —

In raschem Siegeslauf unterwarf sich der Kurfürst darauf ganz Pommern und jagte die Schweden zum Lande hinaus. Jedoch sollte er sich nicht lange seines Erfolges erfreuen. Im Frieden von Saint Germain 1679 mußte er, von allen seinen Bundesgenossen und auch vom Kaiser verlassen, den Schweden das eroberte Land wieder ausliefern. Es gehörte die ganze Seelenstärke dieses Mannes dazu, um einen solchen Schlag, welcher alle seine Hoffnungen für immer zu vernichten schien, zu ertragen. Aber er setzte sein Vertrauen darauf, daß auch seiner gerechten Sache endlich der Sieg beschieden sei. Sein Vertrauen ist auch nicht zu Schanden geworden. Er selbst hat es freilich nicht mehr erlebt, aber seine Nachkommen durften die

Früchte ernten, von dem Samen, den er ausgesät hatte. Schon im Jahr 1720 wurde Anklam mit ganz Vorpommern wieder zu Preußen geschlagen und ist seitdem zu einer bevölkerten und wohlhabenden Stadt emporgeblüht. Unter dem Nachfolger Friedrich Wilhelms wurde aus dem Kurfürstentum ein Königreich und im späteren Verlaufe der Geschichte sogar ein Kaisertum. Wir gedenken mit dankbarer Bewunderung des großen Mannes, der mit unermüdlicher Treue und steter Selbstverleugnung zuerst sein kleines Reich zu einer geschlossenen Einheit brachte und so den Grundstein zu dem herrlichen Bau legte, an dessen stolzer Pracht wir uns heute freuen dürfen.

